

Paul de Kock's  
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Vierundachtzigster Theil.



Stuttgart:  
Scheible, Kieger & Sattler.

1846.



Wohl de Hochs

Annahme christlicher

Christliche

Christliche

Christliche

Christliche

Christliche

Christliche



Andreas,  
der Savoyarde.

Von

Paul de Koch.

---

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Zweiter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1846.



Handbuch

der Naturgeschichte

von

Paul de Meuse

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Glaser

Zweiter Theil



Stuttgart

Verlag von Cotta'schen Buchhandlung

1816



# Erstes Kapitel.

Das junge Mädchen und ihr Beisig.

Das Ramin-Abenteuer hat so viel Aufsehen gemacht, daß Jedermann den kleinen Schornsteinfeger sehen will, der für den Teufel gehalten worden war. Peter geht, noch ganz von Ruß und Eingemachtem besudelt, durch die Hände aller Neugierigen. Die Fräulein finden ihn hübsch, die Wittwen geben ihm ein Schläppchen auf die Wange, die Mägde fragen ihn leise, was er gesehen, als er in Fräuleins Ducroquets Zimmer heruntergefallen sei, und wo der Doktor ihr die Schröpfköpfe angesetzt habe. Peter antwortet, ganz erstaunt, so gehätschelt zu werden, Allen: er sei, ohne vor sich hin zu sehen, heruntergestürzt und habe, als er mit dem Gesicht auf den Boden gekommen, gespürt, daß dieser gezuckert sei und dann nicht mehr geschrien.

Nachdem man sich lange mit meinem Bruder beschäftigt hatte, gab ihm ein Jedes Etwas, und Herr Boulette gestattet uns, in einem Winkel seines Hauses zu übernachten. Wir schlafen singend ein, denn wir sind jetzt sehr reich: wir besitzen beinahe vierzig Franken und Peter sagt zu mir: „Nicht wahr, Andreas, es war gescheit von mir, durch das Raminloch hin-



durchzuschlüpfen und in das Zimmer dieser Dame hinabzufallen?“

Ich weiß selbst nicht recht, was ich hierauf antworten soll. Es scheint mir doch, als hätte ich besser gearbeitet wie mein Bruder, denn ich habe den Küchenkamin auf's Reinlichste gefegt und bin nicht zu dem Nachbar hinübergekommen. Aber Peter wurde gefeiert und ihn wollte Jedermann sehen und Fragen an ihn stellen; er hat von Allen Etwas bekommen, während auf mich Niemand achtete. Hat mein Bruder besser gearbeitet? Ich begreife es nicht und schlafe ein, ohne mir den Grund erklären zu können.

Am folgenden Morgen verlassen wir Pont-de-Beauvoisin und schlagen den Weg nach Lyon ein. Unsere Säcke sind mit Vorkerbissen angefüllt, die man Peter geschenkt hat; außerdem haben wir vierzig Sous in Reserve. Dieß scheint uns bis nach Paris hinreichend. Wir pilgern heiter vorwärts; so lange wir Mundvorräthe haben, ist mein Bruder nicht müde, er singt an Einem fort und schlägt ein Rad dazu, ohne sich über seine Ferse zu beklagen. Oft, wenn wir uns niedersetzen, um Etwas zu essen, und Peter spielt, statt auszuruhen, ziehe ich das Bildniß der schönen Dame unter meiner Jacke hervor und betrachte es. „Begegne ich diesem Frauenzimmer in Paris,“ sagte ich dann bei mir selbst, „so erkenne ich sie augenblicklich, eile ihr nach und rufe ihr zu: „Hier, Madame, ist Ihr Gemälde, welches man bei uns hat liegen lassen.“

Ich erinnere mich auch des einäugigen Herrn und



des kleinen hübschen Mädchens und bilde mir ein, daß ich, in Paris angelangt, diesen Leuten allen bald begegnen werde.

Es wiederfährt uns bis Lyon nichts Besonderes; aber es war Zeit, daß wir ankamen: unser großes Vermögen ging auf die Reize und unsere Säcke waren schon lange leer. Beim Anblick dieser schönen Stadt sage ich zu meinem Bruder:

„Hier wollen wir arbeiten und Geld verdienen.“

„Ja, ja,“ antwortet Peter; „Du sollst sehen, Andreas, ich werde machen, daß man uns wieder gute Sachen gibt und mich hübsch findet.“

Diesmal kommen wir nicht mit Einbruch der Nacht in der Stadt an: wir befinden uns schon des Morgens um sieben Uhr inmitten dieser Straßen, von denen uns jede einzelne eine Stadt scheint. Man sieht noch wenig Leute; die Krämer machen ihre Läden auf, die Tagelöhner gehen an ihre Arbeit, die reichen Leute pflegen noch der Ruhe oder besinnen sich auf ihrem Polster, wie sie einen für die Müßiggänger so langen, für den thätigen Mann so kurzen Tag herumbringen sollen. Wir können bloß die breiten Gassen und die hohen Häuser bewundern.

„Vorwärts!“ sage ich zu meinem Bruder, „wir wollen uns gleich hören lassen; aber weigere Dich nicht mehr so lang, in einen Kamin hinaufzusteigen.“

Peter verspricht es mir. Er scheint in der That entschlossen und fängt mit mir aus Leibeskräften zu schreien an: „Kaminfeger!“

„Ho, ho! ihr seid früh d'ran, meine Kinder,“



sagt ein alter, mit dem Kehren vor seinem Hause beschäftigter Portier zu uns. „Wir haben kaum den ersten Oktober und man heizt erst um Allerheiligen ein; da mir meine Frau aber nächsten Sonntag Klöße kochen will, so ist es mir nicht unangenehm, wenn mein Schornstein gefegt wird. Obgleich wir in der Brandversicherung stehen, fürchte ich mich doch immer vor dem Feuer, denn ich könnte einmal Nachts verbrennen. . . mein Leib ist nicht versichert! Meine Frau wollte lesthin, ich solle den Azor versichern, weil man Giftkugeln im Quartier gestreut hat. Wenn ich auch noch Geld für die Versicherung der Thiere bezahlen müßte, könnte ich es nicht mehr aufstreiben. Komm', Kleiner, seg' mir meinen Schornstein sauber, hörst Du?“

Mit diesen Worten führt der Portier meinen Bruder in sein Haus. „Und ich?“ frage ich ihn.

„Ah, Du? Du kannst sonstwo Arbeit suchen; ich brauche keine zwei Schornsteinfeger für einen einzigen Kamin.“

„Geh' nur,“ sage ich zu Peter, „ich will Dich hier erwarten, und wenn ich irgendwo Etwas zu thun bekomme, so bleibst Du, falls Du bald fertig bist, auf dieser Bank sitzen.“

Peter folgt dem Portier; ich gehe eine Weile auf der Straße auf und ab und werde bald von einer Magd gerufen, welche mir aufträgt, zwei Schornsteine zu reinigen.

Während ich an meiner Arbeit bin, ist mein Bruder mit dem alten Portier gegangen, der ihn in eine



Stube im sechsten Stockwerk des Hauses hinaufführt. Peter schaut sich um: Ein kleines trübseliges Mansardenzimmer, ein Wasserkrug auf dem Tische, das Alles deutet ihm nichts Gutes an und sieht Herrn Boulette's Laden nicht ähnlich; aber Peter hat seinen Plan gefaßt: er spricht Nichts und schickt sich an, den Schornstein hinaufzuklettern.

„Nimm' Dich ja recht in Acht, Kleiner,“ wiederholt ihm der Portier mehrmals, „zerbrich mir Nichts; man hat vor Kurzem erst die Röhre gesticht; fege sauber, übereile Dich nicht; ich gehe wieder in den Hof hinunter, wenn Du fertig bist, rufst Du mir.“

Mein Bruder gibt ihm kein Gehör, er ist bereits in dem Kamin oben. Er klettert, rechts und links mit den Händen tappend, hinauf, findet aber kein Loch, keine Spalte. Peter begreift es nicht; er glaubt, er müsse wieder einen andern Schornstein finden, in den er sich hinablassen oder in den er wenigstens hinuntersteigen könne, um den Leuten wieder Furcht einzujagen, Kuchen und Eingemachtes zu essen, mit Schmeicheleien überhäuft und mit großen Kreuzern beschenkt zu werden.

Durch anhaltendes Klettern war Peter bis an das Ende des Kamins hinaufgekommen; er streckt seinen kleinen blonden Kopf hinaus und sieht, daß er auf dem Dache ist. Er schwankt einen Augenblick unentschlossen, was er thun soll, da er keine große Lust hat, in die Stube des alten Portiers zurückzukehren, wo er Niemand erschrecken, also auch keine Belohnung und keine Federbissen erhalten kann.



Indem sich Peter umschaut, bemerkt er in einer Entfernung von etwa zwei Schritten die Röhre eines andern Kamins, die eine sehr weite Oeffnung hat. Es ist ihm, wenn er sich vorbeugt, ein Leichtes, dieselbe zu erreichen. Ein Kind berechnet die Gefahr nicht lang; es weicht oft vor einer eingebildeten zurück und hüpfst und tändelt auf einem an Abgründen hinführenden Wege; allein da die Betrunknen ihren Schutzgeist haben, müssen die Kinder noch mit größerem Rechte einen haben, denn ein kleines unschuldiges Wesen muß in den Augen der Gottheit eben so interessant sein als ein des Weines voller Mensch.

Mein Bruder steigt also aus seiner Röhre heraus, beugt langsam den Körper vor, erreicht mit seinen kleinen Händen den gegenüberstehenden Kamin, glitscht dort rasch hinein und klettert dann glücklich wie ein König, oder wie ein Liebhaber, der sich zum ersten Stellbischen begibt, oder wie ein Theaterdichter, dessen Stück Glück gemacht hat, oder wie ein Schauspieler, der einen Kameraden auspfeifen hört, welcher dieselben Rollen hat wie er, oder wie ein Spieler, der eine Quaterne gewonnen hat, oder wie eine alte Rokette, der man ein Compliment macht, oder wie eine Magd, die ihre Herrschaft ausgehen sieht, oder wie ein Schüler, der seine Bafanz antritt (der Leser mag selbst urtheilen, welche Person hievon die glücklichste ist) in diesen neuen Schornstein hinab.

Als Peter zwei Drittheile des Kamins hinuntergestiegen ist, besinnt er sich, ob er sich bis auf den Herd hinablassen soll; es fällt ihm aber ein, daß



man sich beim Stürzen beschädigen kann, er will es also nicht thun; erst tief unten will er einen plumpen Sprung machen und zur Belustigung der Anwesenden mit lautem Geschrei in das Zimmer purzeln.

Wir wollen einmal sehen, zu wem Peter dieses Mal hinabfällt und ob seine unerwartete Erscheinung eben so viel Wirkung hervorbringt wie bei Fräulein Cäsarine Ducroquet.

In dem Hause des alten Portiers, wo viele Miethsleute wohnten, logirte unter Andern auch eine alte reiche Dame, welche ihre Nichte, ein junges sechszehnjähriges Mädchen, bei sich hatte.

Madame Durfort, so hieß diese Dame, war sehr streng erzogen worden, ohne weder auf einen Ball noch in ein Theater zu kommen, kurz ohne irgend eines der Vergnügen zu genießen, die sonst der Jugend gestattet sind. Erst im neununddreißigsten Jahre hatte man es für passend gefunden, sie heirathen und Herr ihres Willens sein zu lassen, und die junge neununddreißigjährige Frau kümmerte sich in der That nie um den Willen ihres Mannes, entweder weil sie sich für einen etwas langen Zwang entschädigen wollte, oder weil sie es für natürlich hielt, zu befehlen, nachdem sie so lange gehorcht hatte. Madame Durfort bemächtigte sich augenblicklich der Oberherrschaft. Man hatte ihr einen kleinen Mann, welcher sechs Jahre jünger war als sie und ihr bloß bis an's Kinn reichte, zum Gatten gegeben; derselbe hatte außerdem den gutmüthigsten Charakter und die zarteste Stimme. Hieraus wird euch klar werden, daß Herr Durfort



seiner Frau gegenüber nicht besonders imponiren konnte. Nach achttägiger Verheirathung zitterte der arme Mann vor ihr und sprach nur, wenn sie ihm das Recht dazu eingeräumt hatte; aber seine Frau hatte ihm befohlen, sich überall für den glücklichsten Mann auszugeben, und wenn er dieses in einer Gesellschaft nicht drei oder vier Mal wiederholt hatte, so näherte sich ihm dieselbe und kneipte ihn, um ihn zu dieser Redensart zu zwingen, bis er gehorchte.

Herr Durfort war außer Stand, das Uebermaß seines Glückes zu ertragen: er starb nach fünfsähriger Ehe, dem Himmel für das ihm gemachte Geschenk dankend. Aber die Wittwe war sehr unzufrieden mit dem Verstorbenen, weil er sie kinderlos zurückgelassen hatte; sie behauptete überall, ihre Eltern hätten ihr einen zu kleinen Mann gegeben und sie werde sich mit keinem wieder verehlichen, der nicht fünf Fuß sechs Zoll groß sei. Allein, sei es, daß man Herrn Durforts Glück nicht zu würdigen wußte, oder daß wenige Männer den Muth hatten, sein Nachfolger zu sein, es zeigte sich Keiner, um den Seligen zu ersetzen. Madame Durfort ging sofort, indem sie bedachte, daß die Bedingung, welche sie bei einer zweiten Ehe festsetzte, viele Bewerber ausschliesse, weil große Männer etwas Seltenes sind, einen Zoll in ihren Anforderungen herunter. In kurzer Zeit sprach sie überall davon, daß ein fünf Fuß vier Zoll großer Mann noch etwas recht Hübsches sei; bald äußerte sie sich zum Vorthail der Männer von mittlerer Größe; endlich gab sie sogar zu, daß man, obgleich klein, doch



hübsch sein könne und fügte weiter bei, daß im Allgemeinen die kleinen Männer anmuthiger seien als die großen. Aber das Alles zog keinen einzigen Bewerber herbei und Madame Durfort, welche sich zuletzt mit einem Zwerg begnügt hätte, sah mit Aergerniß ein, daß sie auf die Hoffnung, einen zweiten Gatten zu finden, verzichten müsse, obgleich ihr jegliche Taille recht gewesen wäre.

Kinderlos und gezwungen, Wittwe zu bleiben, nahm Madame Durfort, die irgend Jemand zum Beherrschen haben mußte, eine ihrer Nichten zu sich, welche sie auszustatten und zu verheirathen versprach, wenn man sie dieselbe nach ihrer Laune erziehen lasse. Madame Durfort war reich; man vertraute ihr die junge Aglae an, die damals erst acht Jahre alt war und recht hübsch zu werden versprach.

Die junge Nichte entsprach den von ihr gehegten Hoffnungen; sie war eine Rose, die bald in schönster Pracht strahlen sollte. Wozu jedoch so viele Reize, eine so herrliche Frische! Arme Kleine, welcher grausamen Tante hatte man Dich anvertraut! Madame Durfort hatte, sich erinnernd, daß man sie erst im dreißigsten Jahre heirathen ließ, die Absicht, ihre Nichte nicht vor dem vierzigsten in die Ehe treten zu lassen, indem sie versicherte, daß in diesem Alter ein Frauenzimmer erst im Stande sei, eine Haushaltung zu führen und ihren Mann zu regieren.

„Welche Thorheit!“ sagte sie oft, „Kinder von achtzehn oder zwanzig Jahren heirathen zu lassen! Wie können diese schon Charakter haben und ein Haus-



wesen leiten! Wie geht es in solchen Fällen? Dann sind die Männer Herr, führen ihre Weiber wie Kinder an der Nase herum und Alles ist verkehrt im Hause. Sprech mir von einem vierzigjährigen Frauenzimmer, die weiß, was sie thut; ihr Charakter ist ausgebildet, sie besitzt Festigkeit und Zuversicht, sie bleibt ihrem Manne keine Antwort schuldig. Ach! wenn Herr Durfort noch lebte, so könnte er euch sagen, daß ich mich nach achttägiger Verheirathung benahm, als ob ich schon seit zwanzig Jahren seine Frau sei."

Die kleine Nichte antwortete ihrer Tante Nichts, aber im fünfzehnten Jahre fing ihr Herz zu seufzen an und es kam ihr vor, als ob sie schwerlich ihr vierzigstes erreichen werde, ohne vor Kummer zu sterben; denn Madame Durfort zog Aglae auf, wie sie selbst aufgezogen worden war: führte sie weder auf einen Ball noch auf einen Spaziergang und verbot ihr jeden Umgang; sie ließ die arme Kleine alle die Langeweile büßen, die sie selbst einst empfunden hatte. Auf diese Weise rächen sich engherzige Seelen: Unschuldige müssen das Unrecht büßen, welches ihnen zugefügt wurde, während großmüthige Herzen ihr erlittenes Unrecht dadurch zu vergessen suchen, daß sie ihre Nebenmenschen beglücken und Wohlthaten ausüben.

Madame Durfort war sechszig Jahre alt, als ihre Nichte in ihr sechszehntes trat. Vergebens bemühten sich einige vernünftige Leute, Aglae's Tante begreiflich zu machen, daß wenn sie darauf beharre, ihre Nichte erst im vierzigsten Jahre zu verheirathen, sie wahrscheinlich auf das Vergnügen verzichten müsse,



bei der Hochzeit derselben zugegen zu sein. Madame Durfort, welche ohne Zweifel glaubte, man altere im sechszigsten Jahre nicht so schnell als im sechszehn-  
ten, antwortete beständig: „Ich verheirathe meine Nichte, wenn sie so alt ist wie ich, als ich Herrn Durfort heirathete.“

Aber der gute Lafontaine hat es schon gesagt:

Ein Uebermaß der Kühnheit hilft oft weiter  
Als selbst der Vorsicht Uebermaß.

Eine so traurige Lebensweise langweilte die junge Aglae und ihre Langeweile wurde noch größer, wenn sie bedachte, daß ihr vor Verfluß von vierundzwanzig Jahren nichts Anderes bevorstehe. In ihr Zimmerchen eingesperrt, dessen Thüre neben der ihrer Tante auf die Hausflur führte, seufzte das arme Kind über ihrem Stief-Tambourin oder ihrer Straminnäherei. Sie hatte kein unterhaltendes Buch zu ihrer Zerstreuung: Madame Durfort hätte gezittert, wenn sie einen Roman in den Händen ihrer Nichte gesehen haben würde; die Ritterromane schienen ihr noch gefährlicher als die andern, denn Herr Amadeus, Herr Tancred und Herr Roland sprechen unaufhörlich von Liebe und zwar auf eine Weise, die einer jungen Unschuld, die noch nicht weiß, daß die Liebhaber heutzutage anders sind als die Ritter von ehemals, den Kopf verdrehen könnte. Die ganze Lectüre des jungen Mädchens bestand aus dem Bürgerlichen Koch und selbst aus diesem hatte Madame Durfort das Kapitel über die Kapauen herausgeschnitten, weil die Art und Weise, wie diese Thiere gemästet werden, ihrer



Nichts hätte schwermüthige Gedanken beibringen können.

Wenn Aglae zu ihrer Tante zu sagen wagte: „Ich glaube, daß ich mit vierzig Jahren alt sein werde,“ so schrie diese mit wüthenden Blicken auf die Jungfrau:

„Was heißt Du alt? War ich alt, Fräulein, als ich mich verheirathete? Stand ich nicht im ganzen Glanze meiner Schönheit? War ich nicht frisch, prächtig, wohlgestaltet? Wenn man diese Rognasen hört, wäre man mit fünfzig Jahren nicht mehr jung! Es ist wahrhaftig zum Erbarmen! Lies die Geschichte unserer Urältern, Plaudertasche, damit Du eines Bessern belehrt wirst.“

„Aber, Tante, Sie lassen mich ja nur Rezepte über's Saucemachen lesen.“

„Weil das für ein Frauenzimmer die nothwendigste Wissenschaft ist; Dein Mann wird sie anerkennen.“

„Was steht denn in der Geschichte unserer Urältern?“

„Daß Abrahams Frau neunzig Jahre alt war, als sie die Eroberung Pharaos von Egypten machte; und die schöne Judith war schon über sechszig, als sie dem Holophernes den Kopf verrückte; somit glaube ich, Fräulein, daß man auch im vierzigsten noch einen Mann finden kann.“

Auf dieses wußte Aglae Nichts zu erwiedern; sie begnügte sich damit, wieder in ihr Zimmerchen zurückzukehren und zu senfzen, bis sie ihre Tante zu



einer Vottoparthie rief, der einzigen Erholung, die man ihr zuweilen gönnte.

Ein junger Offizier auf halbem Sold, welcher seit einigen Tagen in demselben Hause logirte, wo die Tante und die Nichte wohnten, sah indeß eines Morgens die schöne Aglae ihren Zeisigkäfig aufhängen. Die arme Kleine sprach mit ihrem Vogel; sie suchte ihn zum Singen zu bewegen, aber sie schien dabei so traurig, und der melancholische Ton, in dem sie ihn, 'Söhnchen, Herzchen' nannte, hätte das gleichgültigste Herz gerührt. Man kann sich denken, daß der junge Offizier nicht unempfindlich blieb: Aglae's Züge hatten ihn interessirt; sein einen Stock höher gelegenes Fenster befand sich gerade gegenüber von dem des jungen Mädchens, das allerdings beinahe immer geschlossen war. Allein der junge Mann sah fast den ganzen Tag zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, seine Hausgenossin zu erblicken. Es gibt nichts Gefährlicheres für hübsche Mädchen, als die Nachbarschaft eines unbeschäftigten Offiziers. Ein Krieger, der die härtesten Kämpfe mitgemacht, gibt sich, um zu gefallen, mit den kleinlichsten Dingen ab: Herkules spann zu Omphaliens Füßen; Antiochus verkleidete sich als Bacchus, um Cleopatra zu verführen; Rinaldo sang seiner Armida; Franz I. machte der schönen Ferronniere Verse; und der tapfere Bayard selbst beschäftigte sich manchmal neben Madame Randan schmachtend mit der Nähnaedel.

So verbrachte unser junger Offizier, nachdem er  
Paul de Koef. LXXXIV.



die Feinde seines Vaterlandes geschlagen hatte, ganze Tage damit, dem Zeisig seiner Nachbarin zuzurufen: „Küß' mich, Söhnchen, küß' mich, Herzchen.“

Aglae, welche ihr Fenster nur des Morgens einmal öffnete, um den Käfig aufzuhängen, wenn die Sonne schien, und Abends, um den Zeisig hereinzunehmen, bemerkte einige Zeit ihren Nachbar nicht; aber eines Tages, als sie wie gewöhnlich den Käfig aufhing und nachdenklich vor Fisi stehen blieb, hört sie eine äußerst zarte Stimme mit Nachdruck wiederholen: „Küß' mich doch, Söhnchen, küß' mich, Herzchen.“ Dann erhebt sie die Augen und erblickt das Gesicht ihres Nachbarn, welches nichts Abschreckendes an sich hatte. Sie schlägt jedoch das Fenster plötzlich zu, weil sie ganz beschämt ist; dann nähert sie sich demselben aber wieder und hebt eine kleine Ecke des Vorhanges in die Höhe, um zu sehen, was der Herr mit der weichen Stimme für eine Physiognomie hat. Es ist ein junger, sehr hübscher Mann; er hat braune Haare, blaue Augen, ein höchst angenehmes Lächeln und ein rabenschwarzes Schnurrbärtchen, das seinem Gesicht sehr viel Charakter verlieh. Aglae hat dieses auf einen Blick gesehen, sie bleibt aber immer mit dem Vorhangedecken stehen, sieht alle Augenblicke wieder nach dem Nachbar hinauf und spricht bei sich: „Ach, wie hübsch ist ein Schnurrbart! Ach, wenn ich ein Junge wäre, möchte ich auch einen haben! Ich bin überzeugt, er stünde mir gut.“ Und Fräulein Aglae würde gerne den ganzen Tag mit der Vorhangedecke in der Hand stehen geblieben sein, um ihr



Gegenüber zu betrachten. Ihre Tante ruft: sie muß ihr Fenster verlassen. Wie schade! doch sie wird sich morgen wieder davorstellen... die arme Kleine, welches Vergnügen es ihr macht, den Nachbar zu betrachten! Ach! Madame Durfort, Sie hätten Ihre Nichte vor den Schnurrbärten hüten sollen.

Abends beim Hereinnehmen des Käfigs sieht man den Nachbar nicht; dieß ist die Zeit, wo er sich beim Mittagessen befindet. Aber am folgenden Morgen versäumt man nicht, Gift aufzuhängen; man hat sich zwar schon zum Voraus überzeugt, daß der Nachbar an seinem Fenster ist, allein man wagt es nicht, ihn anzublicken; man spricht übrigens länger mit seinem Zeisig und hört dem Nachbar zu, welcher sich auch mit ihm unterhält. Aglae erröthet und wird verlegen: dieß verschönert sie in noch höherem Grade; die Verlegenheit der Unschuld hat etwas so Verführerisches! Nicht allen Schönen ist diese lebenswürdige Unbeholfenheit verliehen; es gibt welche, die sie nachzuahmen suchen, aber das sind Dinge, die man nicht einlernen kann.

Aglae schließt dieses Mal ihr Fenster langsamer, ohne jedoch nach dem Gegenüber zu blicken: sie hofft, sich durch das Aufheben der Vorhänge zu entschädigen; aber ihre Tante ruft ihr zur Arbeit. Wie ärgerlich! und wie lang wird der Tag bis zum kommenden Morgen sein.

Der junge Mann hat wohl bemerkt, daß man ihn beobachtet hat und erräth, daß man ihn, wenn man ihn gleich nicht durch das offene Fenster betrachtet,



doch hinter dem Vorhang gemustert hat. Ein junges Mädchen verräth sich durch ihr ganzes Wesen, durch die geringste Bewegung, und selbst wenn sie Gleichgültigkeit heucheln will, liegt Etwas in ihrem Aeußern, welches ihre Blicke oder ihre Worte Lügen straft; die Liebe ist ein so süßes, so ausschließliches Gefühl für sie, daß sie ihr ganzes Sein durchdringt; sie spricht sich in ihren Handlungen, ihrem Gang, selbst in ihrem Schweigen aus, und alle Anstrengungen, sie zu verbergen, dienen häufig nur dazu, sie deutlicher an den Tag zu legen.

Aglae ist nicht mehr dieselbe: sie ist heiterer, lebhafter, wenn sie mit ihrem Zeisig spricht. Sie unterhält sich weitläufig mit ihrem Vogel, welcher nie so gut besorgt ward und jetzt mit Biscuits, Zucker und Körnern vollgestopft wird. Wie die kleinen Schelminnen doch gleich auf Piffe gerathen! „Wie hübsch, wie artig er ist, Tifi!“ sagt das junge Mädchen, ihren Vogel an's Fenster aufhängend. Und der Nachbar antwortet:

„Ich liebe meine Herrin, sie ist so schön! Küß' mich, Herrin, küß' mich geschwind!“

„Hast Du mich gern, Tifi?“

„Ja, ja, ja, ja.“

„Wenn ich aber den Käfig aufmache, würdest Du doch davonfliegen.“

„Nein, nein! ich will bei Dir bleiben und nie zu einer Andern fliegen.“

„Lieber Tifi!“

Und Fräulein Aglae stellte sich, als ob sie glaube,



ihr Zeisig gebe ihr Antwort; für eine Unschuld ist das eben nicht ungeschickt. Zeisige, die eine solche Unterhaltung führten, würden in Frankreich mit einem wahnsinnigen Preise bezahlt, und der blaue Vogel war gegenüber von Fräulein Aglae's Zeisig nur ein Dummkopf.

### Zweites Kapitel.

Peter macht wieder einen dummen Streich.

Seit man angefangen, mit Hülfe des Vogels sich zu verständigen, hatte die kleine Nichte einige verstohlene Blicke gewagt. Sie sah, wie der junge Mann, während er nur mit dem Vogel beschäftigt schien, sein Auge von ihr abwandte. Seinen höflichen Gruß erwiderte sie mit leichtem Kopfnicken; dann ging's wieder an die Unterhaltung mit Tisi, der vor das Fenster gesetzt wurde, wie auch das Wetter sein mochte.

Diese zärtlichen Unterhaltungen dauerten leider nur gar kurz, denn die Tante, die nicht begriff, wie das Aufhängen eines Käfigs so viel Zeit erfordere, zankte die Nichte, als sie nicht gleich wie gewöhnlich zurückkam. Die Kleine, die unaufhörlich von Liebe geplagt wurde und doch nicht mehr am Fenster sitzen durfte, wußte sich zu helfen. Alle Augenblicke rief sie:

„Liebe Tante, es regnet; ich will Tisi hereinholen.“

„Nein, Mamsellchen, es regnet nicht.“



„Liebe Tante, ich sage Ihnen, es regnet, ein Gewitter zieht auf. Der arme Tifi! er fürchtet sich so vor dem Gewitter; wie er sich versteckt! Sehen Sie nur, wie finster es wird.“

Um nur die Nichte los zu werden, erlaubte die Tante oft, den Zeisig hereinzuholen. Kaum war er drinnen, so rief Aglae vergnügt:

„Das Gewitter ist vorbei und die liebe Sonne scheint wieder.“

„Glaub's wohl, es witterte bloß in Deinem Hirn.“

„Ach, die liebe Sonne! Darf ich nicht Tifi wieder vor's Fenster stellen?“

„Nein, Mamsell: der Vogel bleibt, wo er ist; Du bringst mich von Sinnen mit Deinem Zeisig. Statt zu nähen und zu flicken, denkst Du an Nichts als an den Zeisig: Zeisig hierhin und Zeisig dorthin, Zeisig herein und Zeisig hinaus; Morgens hat das Putzen und Füttern des Vogels kein Ende. Wenn das so fortgeht, laß' ich den Vogel fliegen, sag' ich Dir.“

„Das hielt' ich nicht aus, liebe Tante! Der Vogel ist mein einziges Vergnügen.“

„Dein einziges Vergnügen? Welche Impertinenz! Ein junges, anständig erzogenes Mädchen amüsirt sich nie. Glaubst Du, ich hätte mich je amüsirt vor meiner Heirath und doch heirathete ich erst mit neununddreißig Jahren; selbst nach der Heirath amüsirte ich mich nie, nie, auch Herr Durfort nicht. Aber ihr, junges Volk, denkt nur an's Vergnügen!“

Aglae schwieg und sprach den ganzen Tag kein



Wort von Tifi. Um so reichlicher entschädigte sie sich am andern Morgen; während man mit dem Vogel beschäftigt schien, fragte und antwortete man sich gegenseitig. Der junge Offizier entdeckte bald die traurige Lage der kleinen Nichte.

„Ach!“ rief Aglae, wehmüthig den Käfig ansehend, „ich bin recht unglücklich, lieber Tifi! Ich soll erst mit vierzig Jahren heirathen und doch bin ich erst sechszehn.“

„Entsetzlich, barbarisch! Eine so hübsche Blume in ihrem Frühling welken, einsam verschmachten lassen, ihr die frohe Jugendlust rauben! Mit vierzig Jahren denkt kein Weib mehr an's Vergnügen; Liebe ist dann zur Freundschaft, Thorheit zur Weisheit, Koketterie zur Vernunft geworden... und dann erst sollen Sie lieben dürfen? Hören Sie nicht auf eine Tante, die so grausam ist; gehorchen Sie den Gesetzen der Natur und den Eingebungen Ihres jugendwarmen Herzens! Der Frühling allein ist die Zeit der Liebe, des Vergnügens. Lieben Sie, reizende Aglae, lieben Sie, ehe Ihr Herz vor Alter und Weisheit einschrumpft. Nur um Liebe zu erwecken, hat die Natur Sie mit solchen Reizen, solcher Jugendfrische ausgestattet. Oder hätten Sie Ihre Schönheit, um der Ihr gebührenden Huldigungen verlustig zu gehen? Nein, erwiedern Sie Gleiches mit Gleichem und glauben Sie an die Liebe dessen, der Ihnen ewige Anbetung schwört.“

Es war der Zeisig, der so sprach. Und Aglae? Sie warf dem Vogel ein Kuschhändchen zu und stotterte: „Ja, ich will Dir glauben, Tifi, will Dich lieben!“



Es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht ausgehe und des Abends Punkt zehn Uhr eingesperrt werde."

Nach solchem Geständniß brauchte der junge Offizier nichts weiter, als auf Mittel und Wege zu sinnen, wie er seiner Schönen sich nähern könne; denn mit der Rolle des Zeisigs vor dem Fenster war er nicht zufrieden. Aber wie der kleinen Nichte sich nähern? Die Tante hütete sie wie ihren Augapfel: bei Tage durfte sie nicht aus dem Hause gehen und Nachts wurde sie in ihrer Kammer eingeschlossen. Wäre nur das Fenster des jungen Mannes nicht so weit ab gewesen, dann hätte er auf einem Brett wie auf einer Rutschbahn hinüberklettern können; aber leider betrug die Entfernung sechszehn Fuß und wo ist ein Zimmer, dessen Boden Dielen von solcher Länge hat? So mußte er sich den Schlüssel zu Aglae's Kammer zu verschaffen suchen; es gab kein anderes Mittel. Daher wiederholte der Zeisig allmorgentlich seinem Schätzchen:

„Gib' den Schlüssel, geschwind! Suche den Schlüssel zum Käfig!" oder auch: „Deffne mir die Thüre, sei barmherzig!"

Fräulein Aglae, die noch vor wenig Wochen vor keinem Spiegel ihr Strumpfbändchen angelegt hätte, aus Furcht, den Teufel oder sonst was darin zu erblicken, wußte schon nach einigen Tagen den Schlüssel zu ihrer Kammer aus dem Arbeitsbeutel ihrer Tante wegzupraktiziren, als diese ihre Brille verlangte. Kaum hat der kleine Nichtsnutz den Schlüssel erwischt, so nimmt sie hurtig den Zeisig vom Fenster fort, denn der Wind geht so und der Himmel ist voll Lämmerwölkchen.



Dabei aber ruft sie mehrmals laut: „Tifi.“

Gleich erscheint der junge Offizier, der immer auf der Lauer steht, am Fenster, und sieht einen Schlüssel auf den Hof fallen. Er wie der Blitz hinunter und hebt ihn auf; Aglae schließt ihr Fenster wieder und versichert die Tante, über Nacht werde das Wetter sich ändern. Diese aber hört die Richte nicht, denn sie sucht ihren Schlüssel zu Aglae's Kammer.

„Was suchen Sie, liebe Tante?“ fragt die kleine Schelmin so arglos wie möglich.

„Nichts, Mamsellchen!“ antwortet Madame Durfort. Aber sie denkt bei sich: „Die Kleine darf nicht wissen, daß ich den Schlüssel verlor, sonst behält sie ihn, wenn sie ihn findet. Doch ich hab' ja einen zweiten: so wird sie's nicht merken.“

Abends Schlag zehn Uhr sperrt Madame Durfort wie gewöhnlich ihre Richte ein und dreht den Schlüssel zweimal um. O, das Getöse dringt der Kleinen durch Mark und Bein. Sie fürchtet, morgens den verkehrten Schlüssel aus dem Beutel der Tante genommen zu haben, denn sie weiß nicht, daß die Tante zwei hat.

„Was wird der arme Tifi sagen?“ denkt sie. „Vielleicht glaubt er, ich wolle ihn zum Besten haben, ich liebe ihn nicht. O, wie schmerzt der Gedanke!“ Sie setzt sich nieder, stützt das Köpfchen auf die Hand und fängt bitter an zu weinen. Es ist doch grausam, in süßen Erwartungen so getäuscht zu werden. Gar zu gerne hätte sie mit Tifi — geschwätzt.

Aber horch! steigt nicht Jemand die Treppe herauf?



Richtig. Er bleibt vor der Thüre stehen und steckt einen Schlüssel in's Loch. O Seligkeit! der Schlüssel wird gedreht und die Thüre öffnet sich. Aglae schreit laut auf vor Wonne, denn sie erblickt — den zierlichen Schnurrbart Fifi's.

Liebende und verliebte Seelen können sich leicht denken, was die beiden Liebenden, die sich allein sahen, sich mitzutheilen hatten; kalte Seelen werden es nie begreifen. Uebrigens hat die Liebe Gemeinplätze, die nur für die betreffenden Personen Interesse haben.

Ich denke mir, der junge Offizier wollte bloß etwas näher mit seiner hübschen Nachbarin schwätzen und daß Aglae nichts Böses darin fand, den Jüngling auch außerhalb seiner Rolle als Zeisig zu hören. Gewiß waren Beide etwas redselig, denn sie unterhielten sich an Einem fort bis gegen sieben Uhr Morgens; aber die Tante kam nie vor halb neun Uhr, Aglae's Kerkertüre zu öffnen. Indes erheischte die Vorsicht, Fifi um sieben Uhr fliegen zu lassen.

Dieses süße Nachtgeschwätz dauerte schon vierzehn Tage lang und Alles schien dem Glück der beiden Liebenden günstig zu sein. Die Tante hatte nicht den geringsten Argwohn; vielmehr war sie mit der Nichte zufriedener als je, denn die Kleine gab sich bei Tage weniger mit Fifi ab, weil sie's bei Nacht einholen konnte. Wer ahnete damals, daß die Ankunft der beiden kleinen Savoyarden die Seligkeit des liebenden Paares zu nichte machen sollte. Aber Alles hängt auf's Engste zusammen; der kleinste Umstand hat oft die gewichtigsten Folgen. Es ist das alte Lied: ein



Verstoß gegen die Etikette in Deutschland bringt ganz Europa in Wassen, ein ditto Verstoß in China setzt ganz Asien in Flammen. Lassen wir das Kapitel, es würde uns zu weit führen.

Gewiß hat man schon errathen, daß Peter, mein Bruder, Schuld daran ist, indem er aus dem Kamin des Portiers sich durch das Kamin der jungen Aglae niederläßt. Es war erst sieben Uhr Morgens; die jungen Leute hatten auch diesmal nächtlich mit einander geschwätzt oder schwätzten vielmehr noch, als Peter wie eine schwere Masse den Rauchfang herunterpolstert und laut schreiend sich in's Zimmer wälzt.

Der Lärm raubt Aglaen die Besinnung. Sie glaubt, ihre Tante poltere in's Zimmer und aus Schreck darüber stößt sie einen lauten Schrei aus. Dann kriecht sie geschwind unter die Bettdecke, während der junge Mann mit einem Sprunge über meinen Bruder wegsetzt, ohne ihn zu bemerken, und sich mit Leibeskräften gegen die Thüre wirft, als eben die Tante im Nachtleibchen und Schlafmütze herbeieilt, um zu sehen, was der Lärm bedeute.

Man denke sich die Bestürzung der Tante, als sie mit dem Schnurrbart des jungen Offiziers karambulirt. „Was, wie?“ ruft sie, „ein Mann bei meiner Nichte? Welche Schande, welcher Scandal! Wer sind Sie? Wie heißen Sie? Woher kommen Sie? Was machen Sie da?“

Statt zu antworten, gibt er der Tante eine tüchtige Kreisdrehung und hüpfst stets vier Stiegen auf einmal hinab. Madame Durfort, die seit ihrer Heirath der-



gleichen Drehungen verlernt hat, geräth aus dem Gleichgewicht und stürzt der Länge nach auf den Boden in einem Zustande, der wahrhaft Mitleid verdiente. Auf das Geschrei meines Bruders und der alten Tante eilt die ganze Nachbarschaft neugierig zusammen: Diener, Köche und Köchinnen. Die Einen heben Madame Durfort auf, die Andern fragen sich heiser; sogar der alte Portier kommt mit dem Besen in der Hand herbei. Inzwischen ruft die Tante unaufhörlich Ach und Weh, während mein Bruder, der sieht, daß ihm das Rollern nichts hilft und daß es nicht überall Süßigkeiten vom Boden aufzuschlecken gibt, sich allmählig aufrafft und die Savoyarde zu tanzen anfängt, dabei sein „Ju, ju! piu, piu“ ruft und mit den Händen klaischt.

Aglæ, die von dieser Musik nichts versteht, springt endlich aus dem Bette auf und gibt dem Savoyarden, der sich diesen Tanz in ihrem Zimmer erfreut, ein Paar gesunde Ohrfeigen. Peter, der auf Kuchen gespißt hat, ist ganz verdußt darüber. In dem nämlichen Augenblick dringt die Tante, gefolgt vom Portier und einigen Köchinnen, in die Kammer der Nichte, welche über den Zorn ihrer Tante ganz erstaunt thut und auf den kleinen Schornsteinfeger hinweist, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel in ihr Zimmer gefallen ist. Der Portier erkennt meinen Bruder, packt ihn beim Ohr und wirft ihn zum Tempel hinaus.

Peter, erst geohrfeigt, dann geohrzupft, läuft heulend die Treppe hinab. Unten im Hofe erwischt ihn der junge Offizier, der sich stellt, als komme er



aus seiner Wohnung, nach der Ursache des Lärmes sich zu erkundigen.

„Wart', ich will Dich lehren, durch's Kamin herunterpoltern, Du Schelm!“ und damit applizirt er Petern ein halb Schock derber Fußtritte; „Du kehrest das ganze Haus von unterst zu oberst, störst die Tanten um sieben Uhr aus ihrer Morgenruhe: da hast Du Eins. Künftig bleib' hübsch in Deinem Schornstein; treff' ich Dich wieder, so schneid' ich Dir, meiner Seel', beide Ohren ab.“

Nachdem er sich so an meinem Bruder gerächt, geht er ruhig in seine Wohnung zurück. Auch die Köchinnen verlaufen sich allmählig: 's ist ja bloß ein Schornsteinfeger, der in's verkehrte Kamin gerathen. Aber Madame Durfort kann den jungen Mann mit Uniform und Schnurrbart nicht vergessen, der aus der Kammer ihrer Nichte sich fortgeschlichen und ihr einen Stoß gegeben hat, daß sie der Länge nach hinfiel. Vor den Leuten schweigt sie, doch kaum ist sie mit Aglae allein, so fragt sie, wer der Eindringling gewesen. Aglae ist wie aus den Wolken gefallen und schwört, daß sie Niemand gesehen. Endlich sagt sie, woher ein Schornsteinfeger gekommen, daher könne auch ein junger Offizier kommen. Die Tante weiß nichts darauf zu antworten; damit aber nicht wieder ein Schornsteinfeger nebst Offizier in das Zimmer ihrer Nichte regne, läßt sie sie neben sich schlafen, bewacht sie noch sorgfamer als zuvor und schenkt Tifi die Freiheit trotz aller Bitten und Protestationen des jungen Mädchens.



Draußen auf einer Bank in der Straße erwartete ich meinen Bruder. Ich war längst fertig mit Kaminsfegen und begriff nicht, wo Peter so lange bleibe. Endlich sah ich ihn heranhinken mit rothgeweinten Augen und sich an einem gewissen Theile reibend, als schmerze ihn der.

„Was fehlt Dir, Peter?“ frag’ ich, ihm entgegeneilend.

Er nimmt mich bei der Hand und zieht mich fort.

„Komm’, Andreas,“ sagt er, „komm’ geschwind; laß uns fort aus dieser Stadt.“

„Aber warum gehst schon fort? Worüber weinst Du? Sprich!“

„Komm’, Bruder, komm’! Retten wir uns, man will mir die Ohren abschneiden.“

„Die Ohren abschneiden?“

„Ja, komm’; ich will nicht länger bleiben.“

Und damit zieht er mich fort. Schon haben wir Lyon im Rücken und doch blickt er jede Minute ängstlich zurück, als sei man ihm auf den Fersen.

### Drittes Kapitel.

Ankunft in Paris. — Unvorhergesehenes Ereigniß.

Erst zwei Meilen hinter Lyon erholt sich Peter vom ersten Schrecken und steht mir Antwort auf meine Frage über die Ursache seiner Thränen.



„Nun sprich, warum weintest Du? Was hat man Dir gethan?“

„Weiß Gott, Andreas, was all die Leute da von mir wollten. Ich wollte es machen wie beim Pafetenbäcker: ich geh' die eine Röhre hinauf und als ich oben bin, schlüpf' ich in eine andere hinein und rutsche d'rin herunter, singend und schreiend. Gewiß kriegst Du da auch Kuchen, denk' ich bei mir, wie bei der andern Dame, weißt Du? Warum nicht gar. . . Ohrseigen krieg' ich, Ohrseigen von einer Mannsell, der Alte mit dem Besen packt mich am Ohr und als ich unten bin im Hofe, kommt ein Herr mit Schnurrbart auf mich zu und tritt mich mit Füßen. . . dablü und droht, er wolle mir die Ohren abschneiden, wenn er mich nochmals erwische.“

„Armer Bruder!“

„Sag' nur, Andreas, warum die da unten so freundlich gewesen sind und warum die in Lyon für dieselbe Sache mich geprügelt haben?“

„Ich weiß nicht, Bruder; aber merk' Dir mein für alle Mal: Du mußt immer in derselben Röhre bleiben, wenn Du segst. Ich habe in Pont-de-Beauvoisin keine Complimente gekriegt, aber auch keine Schläge in Lyon wie Du; sie haben meine Arbeit ordentlich bezahlt. Mach's in Zukunft wie ich, dann geht es Dir besser.“

Peter verspricht, in Zukunft vorsichtiger zu sein und nie wieder durch eine andere Röhre hinabzufliegen. Lustig geh'n wir fürbaß, denn wir brennen vor Ungeduld, Paris zu sehen, die große, große Stadt,



von der man uns so viel erzählt hat. Peter träumte von nichts als Marionetten, Seiltänzern und Schattenspiel an der Wand; ich aber fühle nach dem Porträt unter meiner Weste und denke an den einäugigen Herrn und das hübsche kleine Mädchen; ich bin ganz stolz, ihnen das Kleinod wiederbringen zu können, das sie in unserer Hütte liegen ließen. Es war mir, als müßte ich sie gleich bei unserer Ankunft in Paris treffen.

Unterwegs geht Alles gut; es begegnet uns nichts Ungewöhnliches. Wenn wir auf unserm Marsch in einer Stadt Arbeit bekommen, so hält sich Peter immer hübsch in dem nämlichen Ramin und geräth in keinen fremden; so gehört sich's auch. Wir verdienen gerade so viel, als wir brauchen. Endlich, endlich stehen wir am Ziel: schon erblicken wir ganz in der Ferne die ungeheuren Häuser der großen Stadt. O, wie that uns das so wohl, wie muthig fühlten wir uns. „Sieh', da liegt Paris,“ riefen wir Beide zusammen aus, „wo man so viel Geld verdient und so lustig lebt und wo's so viel zu sehen gibt: Marionetten und Seiltänzer, und wo man so gut ißt und trinkt.“

Wir geben uns die Hand, Peter und ich, werfen die Mütze hoch in die Luft und jauchzen laut auf vor Freude. Wenn wir nur erst in Paris sind, sagen wir uns, da muß es uns gut gehen, und man braucht da nur zu wohnen, um glücklich zu sein. Aber ich bin erst acht Jahre alt und mein Bruder sieben.



Ehe wir in Paris einziehen, halt' ich es für gut, dem Bruder ein Paar nützliche Lehren zu geben.

„Bruder,“ sag' ich, „bedenke, was unser guter Vater sagte. In der großen Stadt leben nicht lauter ehrliche Leute, auch viele Schelme, Spitzbuben und Diebe, daß Gott erbarm'. Aber so muß es halt sein. Es gibt da Viele, welche sich lustig machen über die, welche vom Land herein kommen, ihnen allerlei böse Poffen spielen und ihnen das Geld aus der Tasche stehlen; nicht uns, denn wir haben keines. Aber vielleicht lacht man uns aus, denn wir sind noch Kinder, und treibt mit uns sein Spiel. D'rum nimm Dich in Acht und glaub' nicht Alles, was man Dir sagt. Hörst Du, Peter?“

„Ja, ich höre, Andreas; aber ich bin nicht so dumm, wie Du weißt!“

Ich war nicht so ganz fest davon überzeugt, doch wollt' ich's Peter nicht merken lassen. Jetzt endlich sind wir in Paris. Wie wurde uns zu Muth in der großen, ungeheuer großen Stadt. Um sieben Uhr Morgens betraten wir eine der Vorstädte Lyons, und schon nach einer Stunde hatten wir sie im Rücken, ohne uns umzusehen. Aber hier! Es schlägt drei Uhr Nachmittags, als wir uns in Paris befinden. Es ist die Stunde, wo Jeder seinem Geschäft nachgeht. Die Straßen sind vollgepfropft mit Menschen, die Wagen rasseln mit Blitzesschnelle an uns vorüber und um uns her, die Läden strahlen im schönsten Glanze, die Tabuletkrämer bieten ihre Waaren feil,



dazwischen rufen die Debsler, Gemüßweiber, Wasserträger u. s. w. Rechts wird die Drehorgel gespielt, links geigt ein blinder Geiger, etwas weiter davon singen Mehrere zur Guitarre. Ich stoße Peter mit Gewalt fort. Er reißt die Augen auf und sperrt das Maul auf; er weiß nicht, wohin er zuerst sehen soll. Fast geht's mir wie ihm, doch geb' ich mir Mühe, weniger dumm auszusehen. Die Ohren wollen uns springen von dem ewigen Gerassel der Wagen und dem verworrenen Geschrei: „Für drei und einen halben Sous Alles nach Belieben! — Wasser, Wasser! — Zwei Stück für fünfzehn Sous! — Aufgeschaut, meine Herren und Damen, Messer, Scheeren, Lotto's, Domino's! — Nur zugekauft, Kinder, frischgebacken, eben aus dem Ofen! — Uhrketten, von Haaren, zu allen Preisen und zu allen Sorten! — Die allerneueste und allerbeste Anweisung zum Piquet und Ecarté! — Immer heran, meine Herren und Damen, hier ist zu hören und zu lesen das rührende Lied auf den weltbekannten Pariser Gistmord, nach der Melodie: O Liebe, Liebe, Liebe! — Nur noch der letzte Rest! — Jede Nummer gewinnt! Ziehen Sie, Mamsellchen, ziehen Sie! u. s. w. u. s. w.“

Je weiter wir kommen, um so ärger wird der Lärm und um so dichter die Menschenmenge. Schon zweimal wurde Peter umgerannt, denn er bleibt vor jedem Laden stehen, ohne den Leuten auszuweichen. Schon wieder läuft er mit der Nase gegen einen schönen Herrn an, der wie ein Edelmann gekleidet ist, mit spiegelglatten Stiefeln, blauem Rock mit



goldenen Knöpfen, Faltenhosen, prachtvoll frisirten Haaren, thurmhoher Halsbinde und schneeweißen Handschuhen. Der gnädige Herr stößt Peter auf die Seite und fährt ihn an:

„Schlingel von Savoyarde, Schmutzlümmel! Die Kanaille macht ganz Paris dreckig!“

Peter guckt den gestrengen Herrn groß an und springt rasch auf die Seite, stolpert aber gegen den Korb einer Debflerin und wirft Alles auf's Pflaster.

„Daß Du die Pest kriegst, Savoyarde!“ ruft die Frau wüthend. „Wo hast Du die Augen, Esel! Gleich sammel' das Obst auf, und bezahle, was Du verdorben hast.“

Ich wie der Blitz hin und helfe dem Bruder das Obst auflesen. Dann zieh' ich ihn fort und zanke ihn:

„Gib doch Acht, Peter; sieh' in Zukunft ordentlich vor Dich hin.“

Aber Peter ist so außer sich vor Staunen, daß er mich nicht hört. Er weist mit dem Finger auf einen Kleiderladen und ruft:

„Sieh', Andreas, die schönen Kleider, und da, die schönen Spiegel, und da, die schönen Stühle!“

Nur mit Mühe bring' ich ihn von einem Pastetenbäckerladen weg. Er zupft mich am Kleid, sieht mich bittend an und sagt ganz leise:

„Andreas, hast Du zwölf Sous?“

„Nein! Wozu das?“

„Hörst Du nicht? Zwölfhundert Franken für zwölf Sous!“ ruft der kleine Herr da. Die wollen



wir kaufen, Andreas, und uns dann beim Pastetenbäcker satt essen."

"Geh', Peter; der Herr da hat uns zum Besten. Ich sagte Dir ja, Paris ist voll von Schelmstreichen!"

"Du glaubst, er will bloß spaßen?"

"Was sonst, Peter? Wie kann er zwölfhundert Franken für zwölf Sous verkaufen? Er muß uns für rechte Esel halten!"

Jetzt sind wir vor einem Kupferstichladen. Ueber eine Stunde bewundern wir die herrlichen Bilder. Nie hatten wir so schöne Sachen gesehen, und ich glaube, noch stünden wir da, wenn nicht etwas weiter ab Peter ein kleines Haus von Leinwand entdeckt hätte, vor dem eine Menge Menschen sich stieß und drängte.

"Ach, Andreas, eine Kaze! Polichinello! der Teufel!" ruft er und läuft weg.

Ich folge ihm dahin. Ein Marionettentheater ist's, wo eine Kaze von Polichinello gehänselt wird und sich mit Notomago herumprügelt. Die Geduld des armen Thieres hätte mich in Staunen gesetzt, hätte ich nicht gehört, daß es in Paris Thiere gebe so gescheidt wie Menschen. Alles läuft herbei, dieß Schauspiel zu sehen; eine neugierige Menge umgibt uns: Bonnen, welche die Kaze den Kindern zeigen, während sie mit Soldaten schwätzen; Mamsellen, die oft sich umblicken, und ach! wie hübsch und artig sind; auch Herren, die dicht hinter den Mamsellen stehen und ihnen immer auf der Ferse folgen. Das ist nicht höflich, ihr Herren. Jetzt seh' ich gar Einen,



der seine Hand unter die Schürze von einer dieser Damen steckt. Schon will ich: Diebe! Diebe! schreien, aber die Dame kehrt sich um und sieht ihn so freundlich an. Sie müssen sich gut kennen, scheint's.

Endlich steigt die Kaze, der Teufel verschwindet, nicht in den dunkeln Schooß der Erde oder in die Luft, sondern in den Hintergrund des Häuschens von Leinwand, das sich plötzlich in Bewegung setzt und etwas weiter unten stille steht, zum großen Ergötzen der Zuschauer. Ich nehme Peter beim Arm und reiße ihn mit fort. Noch wissen wir nicht, wohin wir gehen und wornach wir uns erkundigen sollen; aber Paris ist so voll von Wundern und Herrlichkeiten für uns, daß es uns ganz natürlich scheint, der Neugier nachzugeben und all' die tausend Schönheiten um uns anzustaunen. Zwar sehe ich mich unter der großen Menschenmasse nach dem Herrn um, der eine Nacht bei uns schlief, und nach der schönen Dame, deren Porträt ich auf der Brust trage, auch nach dem hübschen kleinen Mädchen; aber ich finde sie nicht. Es muß doch nicht so leicht sein, Jemand in Paris aufzufinden, wie ich mir dachte!

„Mein Gott, wie groß!“ ruft Peter bei jedem Schritt aus, den wir vorwärts thun. „Sag' nur, Andreas, wie leicht kann man sich hier verirren!“

„Gewiß, Bruder, und doch seh' ich noch kein Ende. Aber schau', Peter, schau', die Bäume, eine Promenade! Komm' hierher, da ist's hübscher und stiller von Wagen.“

Wir haben die Boulevards erreicht, denn das



sind die Bäume, die Promenade. Wir gehen und gehen immer weiter und dennoch fühlen wir keine Müdigkeit, so sehr bewundern wir, was wir hören und sehen. Hier sind es goldene Ringe, Brillantnadeln zu zwei Sous das Stück.

„Kaufen wir eine,“ sagt Peter leise.

„Bruder, wohin denkst Du! Merkst Du nicht, man will uns zum Besten haben?“

„Schon wieder? Schon wieder, Peter?“

Einige Schritte davon steht ein Herr vor einem kleinen Bretterhäuschen, klopft mit einem Stock auf eine Leinwand und ruft:

„Hier ist für den Spottpreis von zwei Sous zu sehen der große, berühmte Antianto-Polophage, der Zeisige, Aale, Säbel und Degen verspeist!“

Auch das will Peter sehen.

„Nicht doch,“ sag' ich ihm, „man lacht uns aus; vergiß nicht, wir sind in Paris.“

Nur mit vieler Mühe halt' ich Peter zurück, der mit seinen sieben Sous in der Tasche Alles sehen, hören und kaufen will. Aber halt, wohin rennt die Menge? Was soll die Musik? Wir folgen dem Strome, und erblicken mitten auf einem großen Platze ein offenes Cabriolet und darauf einen Herrn in rothem, goldgesticktem Rocke, mit gepuderten Haaren und langem Zopfe, Pantinhosen, Husarenstiefeln und zwei langen goldenen Uhrenketten, woran zwei dicke rothe Kugeln hängen.

Hinter diesem schönen Herrn stehen zwei Männer mit einem Gesicht, so schwarz wie Neger, aber Hän-



den, wie wir sie haben. Beide Männer sind ganz sonderbar gekleidet: Hosen, so weit wie Unterröcke, enge Westen von flobfarbener Seide, gestickte Gürtel und eine Art von Schnupftuch um den Kopf gewickelt. Sie machten die Musik, die wir schon in der Ferne hörten; der erste hat ein Jagdhorn, der zweite eine Klarinette, beide haben auf dem Kopf Triangel mit Glöckchen und vor sich zwei große Trommeln, die sie mit den Knien schlagen, denn die Stöcke sind an den Knien befestigt. Alles an diesen Männern ist in ewiger Bewegung, kein Glied ruhig: der Kopf wackelt immer hin und her, Brust, Leib, Arme und Kniee fliegen hin und her. O wie köstlich sieht das aus, und wie laut und doch so schön klingt es! Peter, der nie eine so herrliche Musik gehört, ist wie behext; er drängt sich bis an die Räder durch und fängt an die Savoyarde zu tanzen, schreit Ju, ju! piu, piu! und klatscht in die Hände. Aber der eine von den beiden Herren mit schwarzem Gesichte nimmt eine ungeheuerere Peitsche und zieht ihm eins über, daß er sich ruhig verhalte.

„Siehst Du,“ sag' ich leise zu Peter, der ein jämmerlich Gesicht schneidet, „die Herren machen keine Musik, daß Du tanzen sollst. Sei ruhig oder man schickt uns zurück.“

„Andreas, der Herr da in rothem, goldgesticktem Rock ist ein Edelmann, nicht wahr?“

„Das sollt' ich meinen, Bruder.“

„Aber die beiden schwarzen Teufel da?“



„Sind keine Bedienten, Peter. Still, still. Der schöne Herr will reden.“

Wirklich steht der rothe Herr auf, gibt den beiden Musikanten ein Zeichen, still zu sein, trocknet sich mit einem zerlöchernten Schnupftuch den Schweiß von der Stirne und will zu reden anfangen. Alles spitzt die Ohren. Peter und ich sind in der ersten Reihe und können jede Silbe hören. Leider spricht er so ausländisch, daß ich ihn schwer verstehe. Wie's mir deucht, geht's der Menge nicht besser, und doch hört Jeder mit der größten Aufmerksamkeit zu. Nachdem der schöne Herr nochmals sich die Stirne getrocknet und sich geräuspert, fängt er so an:

„Meine Erren und Damen, Signora und Mistreß, ich grüße Ihnen. Für Sie steht der Signor Fugacini, der sich schmeichelt, Ihnen Allen bekannt zu sein: perche seit drei oder zwei Jahrhundert; ich bin fenn bekannt in alle Aubtstädte, si Signors, durf die Kuren ich habe vollsogen mit dem göttlichen Brustbalsam und Magenpulver, durf mein Genie erfindet! If you please, Messieurs, Mylords, meine Erren, das is ein Balsam für die Magen, das macht, daß man lebt undert Jahre un oft noch merr, wie die Karraktere beschaffen seind. Un wenn die Schachtel leer is, hab ich noch merr, meine Erren und Damen, immer nach Belieben. God dem, Signors, ich bin kapabel, Sie Straußenmagen und andere Viehmagen zu geben. Mein Balsam macht Ihnen verdauen Edeine, Marmor, Moos, Giesel, altbacken Brodt, Berlen, Gupfer, schwarze Radis.



und Diamanten! Perche, Sie begreifen sogleich die ganze Nuzlichkeit, un per provar, meine Erren und Damen, wenn Sie seind in die große Wüste Sahara, wo es nur Sand un Sdeine zu essen gibt, un Sie nehmen mein Balsambulver mit, per provar, omne tulit punctum, ich will nich Signor Fugacini eissen, wenn Sie nich Sand und Sdeine essen wie gelbe Erbsen, un ebenso abbetitlich, very good!"

Alle sahen sich verwundert an.

"Ein Deutscher!" sagen die Einen.

"Nein, ein Engländer!" sagen die Andern.

"Gott bewahre, ein Türke!" ruft eine Köchin.

"Er hat ja Neger bei sich, und gewiß hat er seinen Balsam in einem Serail gefunden."

"Verzeihung, Werthe,ste," entgegnet eine Andere, "ich weiß es gewiß, er ist ein Italiener, er hat very good gesagt. Ich habe mein Italienisch bei einer Sängerin in der Oper gelernt, bei der ich drei Jahre diente."

"Andreas," fragte mich Peter ganz leise, "der schöne Herr da will uns Kiesel zu essen geben?"

"Nicht doch, Bruder. Er hat einen Balsam, den er uns schenken will, glaub' ich; denn ich versteh' ihn nicht ganz. Still, er fängt wieder an."

"Meine Erren und Damen, ich könnte Ihnen die staunliche Graft von meinem Balsam seigen. Sie brauken bloß na London, Rom, Konstantinopel, Madrid, Peking, Egypten, Syrien und Arabien su geh'n. Aber ich will Sie nich so weit schicken. Ich will lieber coram populo Sie hinweisen auf diese



beiden Neger aus Afrika, die nichts essen als Stein, Moos und Marmor — un warum? Weil sie mein Balsam brauken.“

Dabei wies der schöne Herr auf die beiden Musikanten, von denen Einer an einem dicken Stück Schwarzbrod und einer Serbelatwurst laute.

„Sie seh'n, meine Erren und Damen, sie seind stark un gesund, un doß der da is neunundneusßig Jahre, un der andere is undert un elf. Das spricht ferr für miß. Aber das Beste kommt noch. Um Ihnen coram populo einen Beweis von die staunlike Güte von meinem Magen zu geben, will ich essen kein Stein, kein Sand, kein Diamant, das wär' su leicht vor miß, meine Erren und Damen; nein, ich will essen coram populo ein klein Kind von sieben oder acht Jahr, männlik oder weiblik, das erste best, das sit essen lassen will.“

Alle brachen in laute Verwunderung aus.

„Mein Gott,“ flüstert Peter mir zu, „ein Kind will er essen, der schöne Herr?“

„Warum nicht gar, Peter. Er hat uns zum Besten, wie die Andern auch.“

Inzwischen ist Signor Fugacini von seinem Cabriolet herabgestiegen und Einer der Neger mit ihm, um Platz zu machen unter der Menge, die endlich einen weiten Kreis bildet um den Wagen.

„Das wär' ein Stück!“ ruft der Eine.

„Bin doch neugierig!“ der Andere.

„Unmöglich!“ ein Dritter, u. s. w.

Peter und ich stehen immer noch in der ersten



Reihe, während der schöne Herr im rothen Rock stolz und vornehm in der Mitte des Kreises auf und ab marschirt. Er sieht sich um nach allen Seiten, wartet eine Zeit lang; aber kein Kind erscheint, um sich essen zu lassen. Plötzlich bleibt Signor Fugacini vor Peter stehen und mustert ihn von Kopf zu Fuß. Peter wird purpurroth im Gesicht und ganz verdußt. Aber ich stoß' ihn an und sage ihm in's Ohr:

„Sei ohne Furcht, er thut Dir nichts. Er hat bloß seinen Spaß mit Dir!“

„Komm' her, Kleiner!“ sagt der Herr und winkt Peter.

Ich stoß' ihn sanft vorwärts, und gleich darauf steht er mitten im Kreise.

„Wie alt bist Du?“

„Sieben Jahr, Herr.“

„Sieben Jahr! recht so, very good! Du bist hübsch, dick und fett. Soll ich dich essen, Speck? Es thut nit weh, und du kriegst zwölf Sous dafür.“

Peter reißt die Augen weit auf und sieht mich fragend an.

„Nur zu,“ sag' ich ihm, „'s ist ja nur Spaß, oder meinst Du, er werde Dich wirklich aufessen?“

„Ja, ich will, Herr!“ ruft Peter.

Der Mann im rothen Rock nimmt Peter bei der Hand, zeigt ihn erst der versammelten Menge und läßt ihn dann durch die beiden Reger in die Höhe heben, die ihn fünf Minuten lang in der Schwebe halten müssen, damit die Zuschauer ihn besser sehen. Dabei musiziren sie und schlagen mit den Trommel-



stöcken an ihren Knien unbarmherzig auf die Trommeln los, während Peter in seiner Todesangst die possierlichsten Fragen schneidet. Endlich gebietet der Herr den Musikanten Stille und ruft mit donnern-der Stimme:

„Aufgeschaut, meine Erren und Damen! Dieß Kind, sieben Jahre alt, werd' ich essen und in fünf Minuten verdauen, bloß mit Hülfe von mein Balsam!“

Alles reckt die Hälse empor. Auch ich bin außer mir vor Neugier; es konnte ja dem Bruder kein Leid geschehen. Peter aber scheint nicht so ruhig wie ich, obgleich ich ihm unaufhörlich bedeute, ohne Furcht zu sein.

„Mein Kleiner,“ sagt der schöne Herr zu Peter, den die beiden Neger wieder auf die Erde gestellt hatten, „Du mußt Dich auszieh'n. Ich hab' gesagt, ich will ein Kind essen, aber nicht, ich will seine Kleider essen. Doch aus Respekt vor die ehrenwerthe Gesellschaft will ich Dich mit Dein Hemd speisen. Sieh' bloß Dein Rock und Dein Dse aus.“

Peter besinnt sich eine Weile.

„Geschwind, zieh' Dich aus!“ sag' ich ihm. „Es ist ja nur Spaß, Peter. Wie kannst Du glauben, daß der Herr Dich essen will?“

Peter mault etwas, aber thut, wie ich ihm gesagt. So steht er denn ohne Jacke und Hose, im bloßen Hemde da, die Kleider unter'm Arme. Dann führt der schöne Herr Peter im Hemde im Kreise herum, dabei ruft er laut:



„Examiniren Sie ihn, meine Erren und Damen. Sie seh'n, der Klein' is kein Geripp nick, God dem, der Schelm is dick un fett. Als id ihn zur Speise mir ausgewält, da sah id nick, wie fett er sein that. Aber macht nicks, sechs Fund merr oder weniker! Um so besser vor die Gesellschaft.“

Die Promenade im Hemde behagte Peter nicht sonderlich, der sich mehr als einmal von seinem Führer losreißen wollte; der aber hält ihn fest und sieht ihn groß an.

„Nur Gedult, kleiner Schelm! wir sind nof nick fertig! Du hast mordlange Haare, un Haare schmecken nick gut. Id will Fleisch essen un kein' Haare. Holla, Domingo, schneid' ihm die Berrüht ab!“

Domingo kommt mit einer großmächtigen Scheere, vor der Peter erschrickt.

„Sei ohne Furcht, Peter,“ sage ich zum Bruder, obgleich mir der Spaf nachgerade etwas zu lang währte.

Doch jetzt zurückzutreten wäre schimpflich gewesen; man hätte uns ausgelacht. Durch mein Zureden ermuthigt, gibt Peter auch dießmal nach, und in Zeit von drei Minuten hat ihn der Neger pudelglatt à la Titus geschoren, während ein Herr aus der Gesellschaft die schönen, langen, blonden Haare Peters emsig aufließt und schnell in die Tasche steckt.

Während Peter geschoren wird, geht Signor Fugacini stolz und vornehm auf und ab, schüttelt sich den Bauch, knirscht mit den Zähnen, probirt



sein Gebiß und macht tausend Grimassen, als wolle er sich auf das große Werk gehörig vorbereiten.

Meine Ungeduld steigt jetzt auf's Höchste, denn ich sehe, wie Peter mit jeder Sekunde mehr erschrickt. Endlich, als der Keger sich entfernt hat, stürzt Signor Fugacini mit wüthender Miene und grimmigen Augen auf den armen Peter los, packt ihn am Arm und beißt ihn leicht in die rechte Schulter. Kaum hat Peter den Schmerz gefühlt, so fängt er gräulich an zu brüllen und reißt sich in seiner Verzweiflung vom schönen Herrn los, was ihm nicht schwer fällt; denn der Herr denkt nicht daran, ihn zurückzuhalten, vielmehr hat er Alles auf die Flucht Peters berechnet. Laut schreiend, mit Hand und Fuß arbeitend, zwingt sich Peter durch die Menge und läuft Hals über Kopf davon, glattgeschoren, im bloßen Hemde, sein Bündel Kleider unter'm Arm, während die Umstehenden ihm nachrufen:

„Der Schelm steckt mit Signor Fugacini unter einer Decke!“

Auf den ersten Angstschrei des Bruders wollte ich ihm zu Hülfe eilen; aber ich kann nicht durchkommen. Als ich endlich durch bin und mich nach Peter umsehe, finde ich ihn nicht. Ich rufe laut:

„Peter! Peter! wo bist Du?“

Keine Antwort.

Einige Leute zeigen mir, wohin er gelaufen ist; ich wie der Bliß ihm nach, und rufe immer:

„Peter! Peter! wo bist Du?“



Alles umsonst; er hört und antwortet nicht. Meine Qual steigt mit jeder Sekunde.

Ich laufe und laufe, aus einer Straße in die andere, ohne zu wissen wohin? Zum Unglück bricht der Abend an. Wohl hundert Mal frag' ich:

„Haben Sie nicht meinen Bruder gesehen?“

„Deinen Bruder? Wer ist das?“

„Er heißt Peter und ist im Hemde davon gesprungen, weil ein Herr in rothem Rock ihn aufessen wollte.“

Alle lachen mich aus. Die Einen gehen, ohne zu antworten, weiter, die Andern sagen trocken:

„Geh' nur heim, da find'st Du ihn.“

Geh' nur heim! Ja, könnt' ich nur. Wie weit, ach! sind wir von der Heimath, und hier haben wir keine Seele, die uns kennt, uns aufnimmt. Wo soll ich dich suchen, in dieser ungeheuren Stadt, armer Peter? Wie wird's dir gehen ohne mich? Gott, wenn die Mutter wüßte, daß du nicht bei mir bist! Sagte sie nicht, ich solle dich keinen Augenblick verlassen, und ich, ich konnte dich ermuntern, auf den schönen Herrn zu hören, der gewiß ein Dieb und Räuber ist! Ach, lieber, lieber Gott, gib mir meinen Bruder wieder!

Ich weine bitterlich, und je mehr ich weine, um so muthloser werde ich. Es ist Nacht, und kein Peter zeigt sich. Vor Müdigkeit setz' ich mich auf einen Eckstein. Seit Morgens habe ich Nichts gegessen, keinen Bissen, und doch hungert mich nicht, denn ich bin so betrübt, so tief betrübt. Ich weine



mich recht aus; aber Niemand fragt mich, warum ich weine, oder tröstet mich.

Da sage ich mir: Suche nochmals, vielleicht findest du ihn doch. Ich springe auf und geh' davon. Aber, o Gott, wie groß die Stadt ist! Wie soll ich da Peter finden? Sind wir darum außer uns gewesen vor Freude, als wir Paris sahen? Wer hätte das gedacht!

Ich weiß nicht aus und nicht ein. Noch immer ruf' ich:

„Peter! Peter! wo bist Du?“ so gut ich rufen kann; denn ich bin ganz heiser vom Weinen.

Es muß schon recht spät sein, weil ich wenige Leute mehr auf den Straßen sehe. So, jetzt kann ich vor Mattigkeit nicht weiter. Ich werfe mich der Länge nach in die erste beste Ecke nieder, vor einer kleinen Thüre. Da will ich heute Nacht schlafen. Morgen, mit Tagesanbruch, will ich auf's Neue suchen, vielleicht bin ich dann glücklicher und finde den armen Bruder.

Raum liege ich da, so fallen mir die Augen zu. Ich rufe noch einmal Peters Namen und schlafe dann ein.

#### **Viertes Kapitel.**

Der Wasserträger. — Die guten Leute.

Den andern Morgen weckt mich eine Stimme, die ruft:



„He, Kleiner, steh' auf! Du versperrst den Weg zu unserer Wohnung, er ist ohnehin schon so schmal. Was, Du schläfst noch? Wie kommst Du dahin, sprich?“

Zugleich fühle ich mich am Arme gerüttelt. Ich öffne die Augen: es war schon ganz hell; ich sehe einen Mann vor mir, fast wie mein Vater selig gekleidet, in braunwollener Jacke und Hose, mit aufgefremptem Hute. Er trägt einen Reis, von dem an ledernen Riemen zwei Eimer herabhängen.

Das Gesicht dieses Mannes zeugt von Offenheit und Herzensgüte. Er bleibt vor mir stehen und sieht mich wohlwollend an. Mein erster Gedanke beim Erwachen ist mein Bruder. Ich suche ihn links und rechts neben mir und schon wieder muß ich weinen.

„Nun, Kleiner, willst Du antworten?“

„Ach, Herr, haben Sie meinen Bruder nicht gesehen?“

„Deinen Bruder? Wen meinst Du? Wie alt ist er? Wohnt er in diesem Quartier? Ist er ein Kunde von mir?“

„Mein Bruder ist sieben Jahre alt und heißt Peter. Wir Beide sind Savoyarden und erst gestern von Verin, neben dem Hospital — da wohnen wir — in Paris angekommen. Unser Vater starb vor wenig Monaten und unsere Mutter ist so arm, daß sie uns kein Brod geben kann. Der kleine Jakob, mein anderer Bruder, blieb bei ihr; wir aber, Peter und ich, zogen in die Fremde. Ehe wir aus-



zogen, sagte mir die Mutter, ich solle Peter keine Minute allein lassen, denn er ist jünger und nicht so kühn als ich. Ich versprach es ihr; gestern aber, als wir ankamen in Paris, bleiben wir vor einem Herrn in schönen Kleidern stehen, der zwei Bedienten hinter sich hatte, und der sagte, er wolle dem Kinde zwölf Sous geben, das sich von ihm essen lasse. Ich glaubte, es sei bloß Spaß."

"Und Du hattest recht, Kleiner: es war ein Posseureiße, Kunststückmacher oder so was Aehnliches."

"Der schöne Herr wählte sich Peter aus. Peter wollte aber nicht. Da sagte ich leise zu ihm: 'Thu's doch, 's ist ja nur Scherz.' Und Peter that es. Dann zog er Peter die Kleider aus und schnitt ihm die Haare ab und als er das gethan, sprang er auf Peter zu und machte dabei ein so fürchterliches Gesicht, daß Peter erschrickt und ohne mich davonlief. Ich wollte ihm nachlaufen, aber er war schon weit, weit weg. Ich suchte ihn überall, die ganze Nacht lang, aber konnte ihn nicht finden. Endlich fiel ich ganz ermattet vor dieser Thüre nieder und schlief ein."

Je weiter ich kam in meiner Erzählung, um so aufmerksamer und theilnehmender hörte er zu. Als ich fertig bin, wischt er sich mit der Hand die Augen und sieht mich einige Sekunden schweigend an.

"Und Du lügst nicht, Kleiner?"

"Nein, Herr, gewiß nicht. Ich lüge nie; ich hab's der Mutter versprochen und halte mein Wort."

"Was willst Du heute Morgen thun?"



„Peter suchen. Ich muß ihn finden.“

„Das hält nicht so leicht, wie Du wohl glaubst. Paris ist groß, sehr groß! In welchem Quartier verlorst Du Deinen Bruder?“

„Mein Gott, ich weiß Nichts, Herr, gar Nichts! Es war ein großer Platz, ringsum Häuser.“

„Solcher gibt's viele hier in Paris. Aber Du hast recht: wenn ihr erst gestern angekommen seid, könnt ihr die Namen der Quartiere noch nicht wissen.“

„So soll ich ihn nie wiedersehen, Herr?“

„Das verhüte Gott! Aber wenn Du suchst, kannst Du nicht arbeiten; hast Du Geld?“

„Mein Gott, nein! Aber das macht Nichts!“

„Das macht Nichts?“

„Nein, Herr, denn Peter hat was, wenigstens sieben Sous.“

Der Wasserträger fährt nochmals mit der Hand über's Auge, dann gibt er mir einen Patsch und sagt:

„Du bist ein braver Bursch, Du hast Deinen Bruder lieb, recht lieb! Aber tröste Dich, Kleiner, Du mußt nicht ewig weinen; das hilft Nichts. Hast Du Hunger?“

„Ja, Herr, ich habe seit gestern Nachmittag drei Uhr Nichts gegessen, aber wenn ich in der Straße rufe, krieg' ich sicher was zu fegen, und dann will ich mir Brod kaufen.“

„Du irrst Dich, Kleiner; man findet nicht so gleich ein Kamin zum Frühstück. Es sind ver-teufelt viel Kaminfeger hier in Paris, und Du kannst nicht



'mal laut rufen, weil Du hungrig bist. Komm' mit mir herauf! Es ist erst halb sechs Uhr, und was schadet's, wenn die Kunden ein Paar Minuten warten."

Mit diesen Worten stellt der gute Mann seine beiden Eimer in die Ecke des Ganges, steigt eine Treppe hinauf und winkt mir, ihm zu folgen. Ich klettere ihm nach; die Stiege ist sehr schmal und dunkel, doch halte ich mich am Geländer fest. Wir steigen immer höher hinauf, bis in den Giebel des Hauses, und als die Stufen alle sind, klopft er an eine niedere Thür und ruft:

"Nanette, Nanette, mach' schnell!"

Ein kleines Mädchen, wie mir scheint von meinem Alter, öffnet die Thüre. Sie ist nicht ganz so nett wie die, welche in unserer Hütte schlief, ihre Züge sind nicht so fein, auch trägt sie grobe Kleider, aber sie hat ein Paar lebhaft Augen und ein so rundes Gesichtchen, so frische Backen, und sieht so heiter aus, daß es eine wahre Freude ist.

"Schon wieder da, Papa!" ruft Nanette, während sie die Thüre öffnet; dann blickt sie mich erstaunt an.

"Geschwind, Töchterchen," sagt der Wasserträger und winkt mir in's Zimmer, "geschwind Etwas zu essen und zu trinken für den Kleinen da! Wir haben noch ein Paar Brocken übrig von gestern. Gib, was Du hast. Der Kleine dauert mich."

Während Nanette thut, wie der Vater ihr geheißen, seh' ich mich im Zimmer um. Es erinnert mich



Etwas an unsere kleine Hütte; Betten, Tische und Stühle sind nicht viel eleganter. Das Zimmer ist groß, aber zur Hälfte eine Mansarde; hinten stehen ein großes Bett und einige Hausrathstücke. Links davon befindet sich ein kleines Cabinet mit einem runden Fenster und einem zweiten Bette. Das ist so ziemlich die ganze Herrlichkeit.

Nanette stellt Brod, Käse und Rindfleisch auf den Tisch. Ich lasse mich nicht lange nöthigen; denn mit acht Jahren kann selbst Herzenskummer den Appetit nicht ganz vergessen machen.

„Schau', Papa, wie hungrig er ist!“ sagt die Kleine, als sie mich essen sieht.

„Der arme Schelm!“ lächelte der Vater.

Aber plötzlich halt' ich an mit Essen; denn der arme Peter fällt mir ein. Wo mag er jetzt sein? Mein Gott, wenn er Nichts zu beißen hätte! Und unwillkürlich blick' ich gen Himmel.

„Sei ruhig, Kleiner,“ tröstete mich der Wasserträger, „man wird ihn nicht verhungern lassen! Und hat er nicht sieben Sous im Sack?“

Das hatte ich vergessen, und gleich kam der Appetit wieder.

„Höre, Bursch,“ sagte Nanettens Vater, als ich mich satt gegessen, „Du gefällst mir: Dein offenes, ehrliches Gesicht, Deine Liebe zu Deinen Eltern und Deinem Bruder, das Alles thut mir wohl. Ich will Dir helfen, wenn ich kann. Zwar bin ich kein Savoyarde, sondern ein Auvergnat; aber auch in Auvergne leben brave Leute, und Vater Bernhard ist



als solcher im ganzen Quartier bekannt. Mein Name ist so fleckenlos wie dieß Glas. Gold und Silber hab' ich nicht, die Krankheit meiner lieben Frau selig hat viel Geld gekostet; aber ein Zimmer hab' ich für Dich, das magst Du mit mir theilen, unentgeltlich. Auf dem Gurtbett da, das meinem Bruder gehört, der vor sechs Monaten wieder abgereist ist nach Auvergne, da kannst Du schlafen; dazu geb' ich Dir eine Matraze und frisches Stroh, und Du sollst schnarchen wie ein Prinz. Wenn Du dann gearbeitet hast, ist Du bei mir. Nanette und ich sind ganz allein; sie ist erst acht Jahr alt, aber sie kocht schon perfect; eine Nachbarin hilft ihr in der Küche. Hast Du erst Deinen Bruder wiedergefunden, so bringst Du ihn mit zu uns; er soll bei mir bleiben so gut wie Du. Nun, was meinst Du dazu?"

"Ja, Herr, ja! ich danke Ihnen!" sage ich zum Vater Bernhard. "Wenn ich nur erst Peter wieder hätte."

"Du suchst und arbeitest zugleich. Auch ich will thun, was ich kann, um ihn aufzusuchen; ich will mich in jedem Quartier erkundigen."

"O, bitte, thun Sie's ja!"

"Sei nur ruhig, Kleiner, ich verspreche Dir's. Aber da schlägt es sechs; ich muß gehen. Komm' mit, ich will Dir zeigen, wie Du die Thüre aufmachst, und wenn Du verirrt bist, fragst Du nach der alten Rue du Temple, bei der Rue St. Antoine, nach Vater Bernhard. Auch merkst Du Dir unser Haus, verstanden?"



Ich nehme Sack und Krawatten unter den Arm, nicke Nanette zu, welche lächelnd den Gruß erwidert, als wären wir alte Bekannte, und steige hinter dem guten Wasserträger die Treppe hinab, mit trauriger Miene und beklommenem Herzen. Aber der brave Mann wird nicht müde, mich zu trösten.

„Nur Muth, Kleiner,“ spricht er, „Du wirst Deinen Bruder wiederfinden. Der da oben wird über ihn wachen, wie er über Dich wachte.“

„Ach ja,“ antwortete ich leise, „und er hat ja sieben Sous, und mit sieben Sous kommt man weit.“

„Aber halt, Kleiner,“ sagte Vater Bernhard auf dem Gange zu mir, „wie heißt Du? Ich weiß Deinen Namen noch nicht.“

„Ich heiße Andreas und mein Bruder heißt Peter.“

„Peter, das weiß ich. Also merke Dir unsere Thüre, Andreas, und unsere Straße, alte Rue du Temple, verstanden? Immer gerade aus geht's auf die Boulevards. Verlier' Dich nicht zu weit und komm' nicht zu spät zurück. Gegen Dunkelwerden essen wir unsere Suppe, hörst Du? Setz geh' mit Gott, arbeite fleißig und bring' mir Deinen Bruder mit.“

Da stehe ich nun allein und verlassen auf der Straße in dem ungeheuren Paris. Ehe ich weiter gehe, betrachte ich mir nochmals genau das Haus und die Thüre, wo ich so liebevolle Aufnahme gefunden. „Mein armer Bruder,“ sage ich unterwegs zu mir, „wenn ich Dich wieder habe, o, wie glücklich wollen wir sein bei dem guten Wasserträger, der



uns umsonst Wohnung gibt. Nur Muth, Andreas! Höre auf zu weinen und zu trauern, du findest Peter wohl recht bald. Und er hat ja sieben Sous, davon kann er eine Weile leben, und gewiß hat auch er eine mitleidige Seele gefunden, die ihn aufnimmt. Er ist ja so nett und so gut."

In solchen Gedanken gehe ich weiter durch die große Stadt, wo ich kaum vierundzwanzig Stunden bin. Ach, wie anders erschien sie mir heute! Wie viel hatte sie an Zauber für mich verloren. Kalt und gleichgültig gehe ich an all' den herrlichen Läden, schönen Häusern und den tausend Sehenswürdigkeiten vorüber, die mich gestern noch entzückten und alle Müdigkeit verscheuchten. Aber natürlich, Peter ist ja nicht bei mir; ich kann einmal Nichts ohne ihn genießen! Ueberall suche ich ihn, wo nur ein Haufe Menschen steht. Ich habe kaum den Muth, von Zeit zu Zeit mein „Schornsteinfeger! Schornsteinfeger!" zu rufen; ich habe noch Nichts verdient, und schon ist es spät am Tage. Ich sehe viele Knaben und Mädchen aus unsern Bergen, die mit einander spielen oder für Geld tanzen, aber ich wäre nicht dazu im Stande; wie könnte ich jetzt singen, spielen und tanzen, da ich meinen Peter nicht bei mir habe! Auch will ich nie auf solche Weise mein Brod erbetteln, obgleich sie sagen, daß es viel Geld einbringt.

Mitten auf einem Boulevard höre ich den Klang eines Waldhorns, einer Klarinette und mehrerer Trommeln. Es war fast dieselbe Musik wie die



von gestern, ich meine die der beiden Neger und des schönen Herrn im rothen Rock, der meinen Peter verspeisen wollte. Ich laufe hinzu und sehe einen Türken, der ein ungeheures großes Stück Holz auf der Nasenspitze trägt. Ja, man hat recht, es gibt in Paris seltsame Dinge zu schauen! Aber was kümmert mich dieß Schauspiel heute? Ich suche unter der Menge nach Peter, doch kein Peter ist zu finden, und als der Türke laut ankündigt, er werde jetzt ein Kind an den Haaren im Kreise herumschwingen, renne ich Hals über Kopf davon, aus Furcht, er wolle die Gesellschaft auf meine Kosten amüsiren.

Der Abend bricht herein und es ist Zeit, zum guten Vater Bernhard zurückzukehren. Ich erfrage endlich die alte Rue du Temple und finde nun leicht das Haus. Aber auf dem schmalen Gange vor der Stiege fällt mir ein, daß ich den ganzen langen Tag keinen Sou verdient. Schon will ich umkehren, doch der Hunger treibt mich die Treppe hinauf. Auch sage ich mir, Vater Bernhard und Nanette warten auf dich und Beide sind ja so gut und du brauchst ja kein Schlafgeld zu zahlen. Ich gehe also hinauf und sehe durch die Spalte der Thüre Vater Bernhard und Nanette schon am Tische sitzen bei ihrer Mittagsmahlzeit, die zugleich ihre Abendmahlzeit ist, denn sie gehen früh zu Bette, um früh aufzustehen.

„Komm' doch herein, Andreas; wir warten auf Dich!“ sagt der Wasserträger liebeich. „Ich fürchtete schon, Du habest den Namen der Straße ver-



geffen oder seiest verirrt, denn Paris ist so groß! Man findet sich erst allmählig zurecht und gewöhnt sich schwer an das Gedränge von Menschen und Wagen."

Beschämt trete ich ein und will mich in eine Ecke der Stube setzen, obgleich der Geruch des Essens mir duftend in die Nase steigt und mich noch einmal so hungrig macht.

"Ist das Dein Platz, Andreas?" fragt Vater Bernhard. "Siehst Du denn nicht, daß wir essen?"

"Ja, Herr, aber..."

"Warum setzt Du Dich nicht zu uns an den Tisch?"

"Weil... weil ich nicht hungrig bin, Herr Bernhard."

"Nicht hungrig, Andreas? Hast Du denn unterwegs gegessen?"

"Nein, keinen Bissen."

"Und doch nicht hungrig, das ist närrisch."

Der Wasserträger sah mich prüfend an und merkte, daß meine Augen, die oft auf die Suppenschüssel fielen, meinen Mund Lügen strasten.

"So befehl' ich Dir zu essen, Andreas, magst Du hungrig sein oder nicht."

"Aber... aber... Herr Bernhard," stotterte ich, langsam dem Tische mich nähernd, "ich habe heut' Nichts verdient."

Bei diesen Worten nimmt mich Vater Bernhard, drückt mich auf einen Stuhl nieder und setzt mich neben sich.



„Deshalb willst Du nicht essen, Du kleiner Narr! Ist es Deine Schuld, wenn Du keine Arbeit fandst? Kannst Du ohne zu essen leben? Geh' nur, Andreas, so lange ich und Nanette zu beißen haben, soll es auch Dir an Nichts fehlen. Drum is' getrost und komm mir nicht wieder mit solchen Albernheiten oder ich prügle Dich hungrig.“

Und dabei stopft mich der gute Mann so voll mit Suppe und Brod, daß ich mit Hand und Fuß mich wehren mußte, um nicht zu ersticken.

„Mein Sohn,“ hub er nach einer Weile an, „jeder Stand hat seine guten und seine bösen Tage. Leider kommst Du sehr zur Unzeit nach Paris: der Herbstanfang ist keineswegs die goldene Zeit der Schornsteinfeger; aber doch gedulde Dich, wenn Du erst besser in Paris Bescheid weißt, soll es an Aufträgen nicht fehlen. Mit Briefaufträgen kann sich jeder verständige und ehrliche Knabe eine hübsche Summe verdienen. Aber nur keine Umstände mehr wie heute. Bringst Du Geld heim, um so besser; kommst Du mit leerem Beutel zurück, so bleiben wir doch gute Freunde. Hab' ich Dich nicht auf Dein ehrlich Gesicht und Deine Liebe zu Mutter und Bruder in meine Wohnung aufgenommen, ohne nach der Beschaffenheit Deines Beutels zu fragen?“

Ich umarmte den guten Auvergnaten für so viel Güte und Freundschaft; von da an fühlte ich mich nicht mehr allein in Paris. Auch Nanette kommt herbei und herzt ihren guten Vater, während sie mir



freundlich zulächelt. Ich lese in ihren Augen, wie auch sie mich lieben will, und sehe sie fast schon als eine Schwester an. Die guten Leute! Welch' Glück für mich, in solche Hände gerathen zu sein. O, du lieber, lieber Peter, wärest du doch wie ich vor der Thüre eines Arbeitsmannes eingeschlafen! Wahrlich, da schläft sich's sanfter als unter dem Säulenportal eines Palastes, wo eine freche Dienerschaft uns Morgens mit Fußritten wejagt.

Abends sagt mir Vater Bernhard das Nöthigste über Paris und die verschiedenen Stadtquartiere. Ich höre aufmerksam zu, denn ich will von ihm lernen, damit ich recht bald als Briefträger viel Geld verdienen kann. Er hat sich in allen Straßen, die auf seinem Wege lagen, nach Peter erkundigt; aber Niemand hat ihm Aufschluß geben können. Mein Gott, wo mag der Peter stecken!

Wer den ganzen Tag Wasser trägt, der will Nachts gehörig ausschlafen. Auf einen Wink des Vaters begibt sich Nanette in ihr Cabinet und ich krieche in mein Gurtbett, das man sauber hergerichtet hat. O, wie anders schläft sich's in solchem Bette als auf dem harten Steinpflaster!

Am folgenden Morgen beim Ankleiden entdeckt Vater Bernhard zufällig das Medaillon, das ich stets auf der Brust trage. Er runzelt die Brauen und winkt mir zu sich, während Nanette das Hälschen rectt und die Augen aufsperrt, um besser schauen zu können.

„Was ist das da, Kleiner? Woher kommt das



Kleinod? Seit wann hast Du's? Warum sagtest Du mir Nichts davon?"

Ich erzähle nun kurz dem Wasserträger die Geschichte des Porträts. Je weiter ich komme in meiner Erzählung, um so mehr hellt sein Gesicht sich auf und nimmt wieder seinen gewöhnlich freundlichen Ausdruck an. Als ich fertig bin, herzt er mich und sagt:

„Nichts für ungut, Kleiner, ich dachte mir . . . doch nein, Du bist ein braver Bursch.“

Nanette kann sich nicht satt sehen.

„Wie hübsch die Dame ist!“ ruft sie. „Und ihr Kleid, wie schön! Nicht wahr, Papa?“

„Gewiß, mein Kind,“ antwortet er, „ist sie recht schön, aber es gibt viele schöne Damen in Paris, und auch viele, die ganz so gekleidet sind. Das Porträt bringst Du nicht an, Andreas; Du kannst zwanzig Jahre in Paris wohnen, ohne die Eigenthümerin zu treffen.“

Dennoch kommt es mir so vor, als würde ich den einäugigen Herrn wiederfinden, und behutsam stecke ich das Medaillon unter die Weste zurück. Dann gehen wir, Vater Bernhard und ich, an unsere Arbeit.

Alles mein Suchen nach Peter ist umsonst. Dagegen habe ich Glück in meinem Geschäft, denn ich habe zwei Kamine gefegt. Stolz kehre ich nach Hause zurück und lege mit triumphirender Miene meinen Verdienst auf den Tisch hin. Der Wasserträger lächelt und sagt:



„Nur Geduld, Andreas, es wird schon gehen. Ich will das Geld aufheben und am Ende des Jahres schicken wir's Deiner Mutter.“

Die Aussicht belebt meinen Muth auf's Neue. Es dauert nicht lange, so kenne ich schon mehrere Quartiere von Paris. Mein Gedächtniß ist gut und an Verstand soll mir's auch nicht fehlen, so habe ich denn bald zu thun. Mehr als ein schöner Herr steckt mir ein zierliches Billet in die Hand, das nach Moschus oder Rosen duftet. „Geh“, spricht er, „und bring' das der oder der Dame. Deffnet Dir ein Herr die Thüre, so fragst Du, ob's was zu fegen gebe, und behältst das Billet bei Dir; hüte Dich vor Dummheiten!“ Ich thue genau, was man mir sagt. Bringe ich eine Antwort zurück, so finde ich die Herren recht freigebig; bringe ich keine, so gibt's nur wenig Geld; bringe ich gar den Brief zurück, so gibt's häufig nichts als Scheltworte. Die jungen Damen sind gerechter: sie bezahlen immer, selbst wenn die Antwort sie zu betrüben scheint. Aber sie überschütten mich mit Fragen, so daß ich Mühe habe, sie zu behalten, z. B.: „War er da? Gabst Du eigenhändig ihm den Brief? Was machte er? Was sagte er? War er allein? Wie sah er aus, als er den Brief las?“ So fragen sie, die Fräulein oder Damen, wenn sie mir einen Brief zu besorgen geben.

Die Zeit verstreicht schnell. Wie glücklich könnte ich bei Nanette und ihrem Vater sein, wenn ich nicht immer an den armen Peter denken müßte. All' unser Suchen nach ihm hat Nichts geholfen; überall in



ganz Paris haben wir nach ihm geforscht und gefragt. Bisher habe ich das traurige Ereigniß der Mutter verschwiegen, denn ich kann ihr erst gegen Frühling schreiben, und der gute Wasserträger meint, ich solle sie nicht unnöthig betrüben: Peter könne ja alle Augenblicke gefunden werden; vielleicht auch wisse es die Mutter schon durch ihn.

Ich folge Vater Bernhards Rath, denn ich bin wie ein Sohn im Hause. Wir Gebirgsfinder pflegen nur mit besonderer Gelegenheit zu schreiben. Leider kann ich nicht schreiben, und das thut mir leid; aber Vater Bernhard, der eben so wenig schreiben kann als ich, sagt, man könne auch, ohne die Feder zu führen, ein ganzer Kerl sein, man komme mit der Zunge eben so weit wie mit der Feder, und er hat recht, d. h. wenn man sein Leben lang Schornsteinfeger oder Briefträger bleiben will. Wer aber sein Glück in der Welt machen will, der, glaub' ich, muß doch schreiben können, wenn auch nur ein Bischen.

„Wie mir scheint, Andreas, hast Du hohe Dinge im Kopf,“ sagt mitunter der gute Mann. „Du möchtest gern ein vornehmer Herr werden, nicht wahr?“

„Ich möchte weiter Nichts,“ antwortete ich ihm, „als reich sein, um Mutter, Peter, Jakob, Vater Bernhard und Nanette glücklich zu machen.“

„Quäl' Dich nicht um uns, guter Andreas. Wir Beide, Nanette und ich, sind mit dem Wenigen, das wir haben, zufrieden, und der Reichthum macht nicht immer glücklich.“

Der brave Wasserträger ist Philosoph, denn er



ist kein Trunkenbold und begnügt sich mit Wenigem. Aber Nanette möchte gern ein hübsches Kleid und einen hübschen Hut und hübsche Schuhe haben, und das Alles habe ich ihr versprochen, wenn ich erst ein reicher Mann bin.

Die gute Mutter sagte einst, das Medaillon werde mir Glück bringen. Drum hebe ich's so sorgfältig auf, um es dem Herrn und der Dame wiederzugeben. Wenn ich oft des Sonntags früher heimkehre, so ziehe ich das Porträt hervor und betrachte es mit wahrer Lust. Gleich kommt Nanette und stellt sich hinter mich, um es mit mir zu betrachten. Dann sagt Vater Bernhard lächelnd:

„Ja, Andreas, sieh' es nur recht fleißig an, Du hast sonst keinen Nutzen davon.“

Nun ist der Sommer da. Vater Bernhard kennt einen wackern Mann, der nach Savoyen reist und meiner Mutter Nachricht von mir geben will. Durch diesen Mann will ich ihr das ersparte Geld schicken. Den Tag zuvor kommt Vater Bernhard in's Zimmer und stellt einen kleinen lederen Sack auf den Tisch. In diesem Sacke sind — hundertundzehn Franken! Welche Summe! So hoch sind die täglichen Ersparnisse angewachsen. Ich bin außer mir vor Freude und kann mich nicht satt sehen an diesem Haufen Geld. Ja, ich hoffe, das wird die gute Mutter etwas trösten in ihrem Schmerze über eine Trennung von Peter.

Ich will Nichts davon für mich behalten, obgleich Nanette sagt, ich brauche Sonntagshosen und einen Sonntagsrock.



„Nein,“ sage ich, „ich bleibe so, wie ich bin. Die Freude, der Mutter so viel Geld schicken zu können, ist gar zu groß, und ich kann ja noch genug Geld verdienen. Der Anblick dieser ersparten Summe verdoppelt meine Lust zur Arbeit. Von heut' an will ich noch früher aufstehen und noch später zu Bette gehen.“

„Und krank werden!“ fährt Nanette fort. Denn Nanette ist ein liebes, gutes Mädchen, die mich recht gern hat. Dabei ist sie die Heiterkeit selbst: sie lacht den ganzen Tag und singt, wo sie geht und steht. Auch ist sie fleißig, flink und gewandt. Wie ein Reh hüpfst sie die sechs Stiegen im Hause hinunter, wenn sie dem Vater was an den Augen absehen kann. Nie habe ich sie mürrisch oder verstimmt gesehen, oder je einen Klagelaut von ihr gehört. Wenn wir Abends heimkommen, springt Nanette von ihrer Arbeit auf und hüpfst in die Küche, das Abendessen zu holen, das sie selbst anrichtet: denn, wie gesagt, Nanette kocht schon perfekt, obgleich sie erst neun Jahre alt ist. Zum Dank dafür küßt Vater Bernhard sie auf den Mund und erzählt ihr viel Schönes und Neues, um sie zu entschädigen für die Langeweile des Tages, denn Nanette ist den ganzen Tag allein zu Hause, und das muß sie natürlich etwas langweilen. Nanette säße lieber bei ihren Gespielinnen in der Nachbarschaft, aber ihr Vater wünscht das nicht, und Nanette ist gehorsam. Man kann sich leicht denken, daß Nanette und ich schon lange

Paul de Kock. LXXXIV.



sich duzen: in unserem Alter scheint es mir, als ver-  
 stünde das Duzen sich von selbst.

Nach dem Abendessen bittet sie mich, ihr ein Lied  
 aus unsern Bergen vorzusingen; dafür tanzt sie mir  
 einen Tanz aus Auvergne, das sieht gar hübsch aus!  
 Während sie tanzt, lacht sie, trippelt mit den Füß-  
 chen und schlägt mit den Händen den Takt. Sie ist  
 dabei eben so lustig und zufrieden, als tanzte sie in  
 der Schenke. Wenn ich sie so tanzen sehe, ist mir,  
 als wäre ich in unsern Bergen unter dem Dache  
 unserer Hütte.

So verstreicht unter Arbeit und reinen, unschul-  
 digen Genüssen noch ein Jahr. Ich habe inzwischen  
 Nachrichten von der Mutter erhalten: die Gute  
 fürchtet, ich entziehe mir das Nöthigste ihretwegen,  
 und verbietet mir auf lange Zeit, ihr wieder Geld  
 zu schicken. Von dem armen, unglücklichen Peter  
 weiß sie Nichts, und schärft mir wiederholt ein, den  
 Bruder aus allen Kräften zu suchen. Endlich bittet  
 sie mich, dem edelmüthigen Manne, der mich wie  
 sein leiblich Kind aufgenommen hat, ihren innigsten  
 Dank zu sagen.

Auch ohne die Ermahnung der Mutter, Peters  
 wegen Nichts unversucht zu lassen, hätte ich ihn fort  
 und fort gesucht. Kein Tag vergeht, wo ich nicht  
 nach ihm frage.

Aber die Zeit, die jeden Kummer hebt, hat auch  
 meine Traurigkeit gehoben. Ich bin wieder so hei-  
 ter und froh wie zuvor. Warum sollte ich nicht?  
 Wie könnte ich an Nanettens Seite länger traurig



sein, die schon mit zehn Jahren so neckisch und muthwillig ist, aber dabei mich liebt wie ihren Bruder. Die gute Nanette! Bin ich traurig, so hüpfst sie singend im Zimmer herum, zupft mich am Arm und läßt mir keine Ruhe, bis ich mit ihr tanze.

„Sei doch lustig, Andreas,“ ruft sie. „Dies Seufzen hilft zu Nichts! Komm' und tanz' mit mir, das ist gescheidter, als so zu träumen und heulen. Geschwind, Andreas, oder ich habe Dich nicht mehr lieb.“

Ich gebe ihr nach, anfangs ihr zu lieb, dann aber, weil dieß Mittel mir behagt. Mit zehn Jahren vergißt man den Kummer gar so schnell!

Jeden Tag wird Nanette hübscher und ihre blauen Augen lächeln so heiter in die Welt, ihr Mund, etwas groß, ist mit schönen weißen Zähnen besetzt, ihre kastanienbraunen Haare hängen in natürlichen Locken über ihre weiße Stirne, und die schöne Röthe ihrer Wangen deutet auf Gesundheit und Zufriedenheit.

Auch ich muß mich zu meinem Vortheil verändert haben, denn ich höre die Bonnen, die mich auf meinem Platz auffuchen, oft sagen: „Wie hübsch und nett er wird, der Andreas, wie er wächst! Er wird mal recht hübsch werden!“ u. s. w.

Die Worte machen mich roth, aber ich vergesse sie gleich wieder. Ich will drum nicht eitel werden auf mich, denn ich weiß noch recht gut, wie man bei uns die jungen Leute auslacht, die sich zieren und schnüren. Der gute Vater selig sagte oft, es ist mir,



als hörte ich ihn noch: „Der Bub', Andreas, der sich so stuzt und puzt wie ein Weib, der verdient Haube und Unterrock zu tragen.“

Abends zu guter Letzt tanzen wir, Nanette und ich, einen Tanz aus unsern Bergen. Drob lächelt der gute Vater Bernhard selbstgefällig und mehr als einmal habe ich ihn flüstern hören:

„Meiner Seel', das gibt ein hübsches Paar!“

### Fünftes Kapitel.

Begegnung. — Unfall. — Neuer Beschützer.

Ich bin jetzt schon zwölf Jahre und einige Monaten alt. Zwei Geldsendungen, beide viel größer als die erste, sind inzwischen an die gute Mutter abgegangen. Sie schreibt mir, daß, Dank meiner Fürsorge, sie an Nichts Mangel leidet, daß Jakob gut einschlügt, nur zu viel ißt und schläft, und daß sie recht, recht glücklich wäre, wenn ich ihr Etwas über Peter mittheilen könnte. Aber, liebe Mutter, ich weiß ja selbst Nichts von ihm, kein Bißchen mehr, als ich am ersten Tage meiner Ankunft in Paris wußte! Ich fürchte, ich fürchte, Peter lebt nicht mehr, denn wenn er noch lebte, würde er gewiß von sich haben hören lassen.

Ich komme eben von meinem Geschäft in einem entlegenen Quartiere und eile nach Hause zurück,



denn es ist nahebei fünf Uhr Abends und Nanette zankt, wenn ich nicht zu rechter Zeit da bin. „Wer die Arbeit nicht vergißt,“ sagt sie, „darf auch das Essen nicht vergessen!“ Die gute Nanette, das liebe Kind, wie besorgt ist sie um mich!

Ich gehe über die Boulevards. Als ich in die Straße Richelieu einbiegen will, hält eben ein elegantes Cabriolet still, aus dem ein Herr steigt und in ein großes Haus geht. Ich sehe ihn an und es scheint mir, als kenne ich ihn. Ich sehe ihn nochmals an: ja, ja, er ist's, derselbe Herr, der die Nacht in unserer Hütte schlief. Obgleich vier Jahre seitdem verfloßen sind, ist der Herr heute noch eben so häßlich wie damals. Die schwarze Taffetbinde vor dem Auge, der kleine Zopf, der hagere Leib, der gebückte Gang, Alles, Alles ist dasselbe geblieben. O, welch ein Glück für mich, daß ich ihm begegnet bin! Aber was fang' ich an, um mit ihm zu sprechen. Ich will hier warten; er kommt gewiß bald heraus, denn sein Cabriolet hält noch da. Ja, ich will warten und wäre es bis morgen früh. O, wie freue ich mich, ihm das Kleinod zurückzugeben und wie wird er jubeln, wenn er das verloren Geglaubte wieder sieht!

Ich pflanze mich vor dem Hause auf, wohinein der Herr Graf gegangen ist, denn mir fällt jetzt ein, daß er so genannt wurde. Ich sehe unverwandt das Cabriolet an, worin ein Bedienter sitzt, aber nicht der, welcher mit seinem Herrn in unsere Hütte kam.

Nach einer halben Stunde, die mir eine Ewigkeit schien, höre ich hinter mir gehen: 's ist der Herr,



welcher aus dem Hause kommt. Das Herz pocht mir laut und ich zittere am ganzen Leibe, und doch ist mir der Herr zu Dank verpflichtet, nicht ich ihm. Aber das macht, weil er so wenig einnehmend aussieht. Endlich faß' ich mir ein Herz und sage:

„Herr, Herr!“

„Geh' Deiner Wege!“

„Herr, bei uns vor vier Jahren...“

„Marsch fort, Savoyarde!“ ruft der Herr, unwillig und geht auf sein Cabriolet zu.

„Mein Gott, schon steigt er ein, ohne mich zu hören. Da zupfe ich ihn sanft am Rocke.“

„Herr! nur Ein Wort, ich bitte!“

„Was, Schlingel, Du packst mich am Rocke!“ ruft er und kehrt sich zornig um. „Ich gebe keinem Bettler was, geh' hin und arbeite, aber ihr seid Faulenzer und Leckermäuler. Ihr bettelt um Almosen für eine kranke Mutter und lauft dann zum Pastetenbäcker.“

„Herr, ich bettle nicht, ich will auch Nichts haben, vielmehr sollen Sie von mir haben.“

Umsonst: er hört nicht. Er sitzt schon im Cabriolet und heißt den Kutscher fortfahren. O Himmel, vielleicht seh' ich ihn nie wieder! Ich will mich an den Wagen hängen und ihm von hinten aus zurufen.

„Aus dem Wege! weggefahren!“ schrie der Diener; aber ich habe keine Ohren für ihn. Die Pferde gehen zu, während ich mich an der Wagendeichsel halte. Ich fühle einen furchtbaren Stoß und falle der Länge nach auf's Pflaster nieder. Mein Kopf



blutet und ich kann vor Schmerz und Schwäche nicht aufstehen.

In einem Nu bin ich dicht von Menschen umringt. Man sieht mich an, befühlt mich, ruft hinter dem Herrn des Cabriolets, hinter den Pferden, hinter dem Bedienten her, beklagt mich, deklamirt über die Gefahren, welche dem Fußgänger in Paris drohen, aber mir zu helfen fällt Keinem ein. Da drängt sich ein junger Mann durch die Menge und ruft:

„Der da hat's gethan, kein Anderer, und statt dem Verwundeten zu Hülfe zu eilen, jagt er davon, der Elende!“ Dann kommt er auf mich zu, sieht mich wohlwollend an und sagt:

„Du armer kleiner Savoyarde, vielleicht bist Du die einzige Stütze Deiner Mutter. Ohne euch Savoyarden lebte Adolphine nicht mehr, ohne euch wäre sie zerschmettert den Abgrund hinabgestürzt, und das ist sein Dank dafür! Wart', Kleiner, ich will gut machen, was er Dir Böses gethan hat.“

Hierauf läßt er einen Wagen holen, untersucht meine Kopfwunde, trägt mich in den Wagen und befiehlt dem Kutscher, langsam zu fahren. Dennoch macht die Erschütterung mir viel Schmerz und ich verliere die Besinnung. Meine Augen schließen sich, ich sehe und höre Nichts mehr.

Als ich wieder zu mir gekommen, liege ich in einem schönen Bette, eingewickelt in weiche Decken und rings umgeben von blauen und weißen Vorhängen, die sich kreuzen und oben in Troddeln herabhängen. Ich glaube zu träumen, lehre mich um



und sehe an der Bettwand einen Spiegel, der mein Bild wiedergibt. Ich lächle, mache allerhand Gesichter und — richtig, das Bild im Spiegel macht mir Alles nach. So bin ich's denn wirklich, der da im weichen Bette liegt! Zugleich bemerkt' ich, daß ich eine Binde um den Kopf habe und ich will mit der Hand darnach greifen, aber ich kann die Hand kaum in die Höhe bringen. Als ich endlich die Stelle, wo die Binde liegt, anfühle, thut sie mir weh... da erst fallen mir die Ereignisse des gestrigen Tages wieder ein: der Herr Graf, sein Cabriolet, mein Fall und meine Kopfwunde.

Aber wo bin ich denn? Wer sind die guten Leute, die mich pflegen? Es müssen Fürsten sein, denn Alles, was mich umgibt, ist gar so prachtvoll: das Bett, der Spiegel... und doch sind die Vorhänge zugezogen, so daß ich nur wenig sehen kann. Ich will sie auseinander thun und mich ein wenig umschauen im Zimmer. O, wie schön! Gemälde, Porträts, Männer und Frauen in Lebensgröße... auch Landschaften, hübsche Dörfer, und das Alles in herrlichen goldenen Rahmen. So können nur Fürsten wohnen und der hier ist vielleicht eben so gut als Vater Bernhard. Aber Vater Bernhard und Nanette... o Himmel! wie werden sie in Angst sein um mich! Arme Nanette, gewiß glaubt sie mich todt oder verunglückt und gewiß sucht ihr Vater nach mir!

Da muß ich laut aufseufzen. Gleich kommt eine alte Frau in's Zimmer, wo ich bin, und sieht vorsichtig nach der Seite des Bettes hin.



„Endlich!“ sagte sie leise. „Er ist wieder bei sich, der arme Kleine. Wie wird der Herr sich freuen, wenn er zurückkehrt und das hört.“

„Madame, Madame!“ rufe ich mit schwacher Stimme. Schnell kommt sie heran, setzt sich an mein Bett und winkt mir zu schweigen.

„Still, Kind, still! Du darfst nicht reden; der Arzt hat es befohlen, denn deine Wunde kann gefährlich werden, wenn Du Dich nicht in Acht nimmst. Aber ich sehe Deine Neugierde Dir in den Augen an. Ich will Dir Alles sagen: mein Herr, Herr Dermilly, war's, der Dich aufhob und hierher in seine Wohnung brachte, als das Cabriolet des Herrn Grafen von Franconard Dich umgeworfen hatte. Er macht es immer so, auch gestern warf er den Karren einer Frau um, die Gerstenzucker verkaufte. Dafür ließ sie sich die ganze Waare bezahlen, er aber hat den Gerstenzucker durch seinen Bedienten auflesen lassen und acht Tage lang haben seine Hunde nichts als Gerstenzucker zu fressen bekommen. So geht's, wenn ein Einäugiger fahren will! Ich frage Dich, Kleiner, kann er links und rechts zugleich sehen mit seinem Einauge? Du hast vielleicht auch etwas Schuld. Ihr kleinen Knaben hört nie auf die Kutscher und lauft ihnen just quer über die Straße, wenn sie ihres Weges fahren.“

„Aber nein, Madame.“

„Still, Kind, still; sag' ja nicht, daß Du's so gemacht hast. Also Herr Dermilly hebt Dich auf und läßt Dich hierher fahren. Er ist ein weltbe-



rühmter Maler, der Herr Dermilly, und dabei so gut, nur zu gut für diese Welt, denn ..."

"Aber seit wann, Madame ..."

"Still, Freundchen, still: der Doktor hat Dir streng verboten zu sprechen. Ich kann ja für Dich und mich zugleich reden. Der Herr wollte anfangs bloß die Dir für den Augenblick nöthigste Pflege geben und Dich dann zu Deinen Eltern und Geschwistern zurückbringen, weil er sie leicht aufzufinden hoffte, denn Du bist erst seit gestern hier, mein Schätzchen."

"Seit gestern, mein Gott! Und Vater Bernhard? Und Nanette?"

"O über den kleinen Schwäßer! Will er gleich schweigen! Ich sage also, schon dachte der Herr daran, sich nach den Deinigen zu erkundigen, als wir beim Ausziehen der Weste, die über und über blutig war, ein Porträt finden, das an einem Bande auf Deiner Brust hing. Kaum sieht Herr Dermilly dieß Porträt, so jauchzt er laut auf und reißt es mir aus der Hand. Das Porträt muß viel werth sein, denn er geräth nicht leicht so in Extase... er konnte sich nicht genug wundern, dieß Gemälde bei Dir gefunden zu haben. ,Wie kommt das in seine Hände? rief er unaufhörlich. Warum trägt er das bei sich?' und Aehnliches. Er hätte Dich gar zu gerne gleich ausgefragt, aber Du warst dazumal in jämmerlichem Zustande, armer Schelm. Dann befahl der Herr, Dich in sein Bett zu tragen und sagte, er wolle Dich nicht eher fortlassen, als bis Du vollkommen geheilt seiest; er hat letzte



Nacht nebenan in der kleinen Kammer geschlafen und jede Viertelstunde kam er herein, um nach Dir zu sehen. Eben jetzt hat er ausgehen müssen und mir streng anbefohlen, Dich keine Minute allein zu lassen. So ist Dir's gegangen, mein Freund, und das Klügste, was Du thun kannst, ist, daß Du Dich schonst und ja nicht sprichst."

Als die alte Bonne auserzählt hat, fühle ich zufällig an die Brust und merke, daß das Medaillon fehlt, das seit meiner Abreise von Haus mir nicht von der Brust gekommen ist. Ich fange an zu weinen und bitte sie inständigst, das Medaillon mir zurückzugeben.

"Du weißt, Kind, ich habe es nicht. Herr Dermilly hat es und der wird es Dir gewiß wieder geben. Sei darum ohne Furcht. Wie die Kleinen so mißtrauisch sind!"

"Ach, Madame, die Mutter empfahl mir so dringend, das Medaillon ja nicht zu verlieren."

"Es ist nicht verloren, sage ich Dir: Herr Dermilly hat es. Ist es denn ein Bild von Deinem Vater oder Deiner Mutter oder Deiner Schwester? Ich glaube aber, es ist das Bild einer Frau; ich hatte meine Brille nicht auf."

Ich wollte eben der alten Bonne antworten, als ein Geräusch im Nebenzimmer entsteht.

"Da ist der Herr," ruft sie mir zu. In demselben Augenblick tritt ein Herr von etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahren und sanftem gutem Gesicht in's Zimmer, in dem ich sogleich meinen Wohlthäter von gestern wieder erkenne.



„Nun, wie geht's?“ fragte er die Bonne.

„Gut, Herr, er ist ganz bei Sinnen. Der kleine Schelm würde darauf losprechen wie eine Elster, wenn ich's duldete. Aber ich gebot ihm Schweigen im Namen des Arztes. Der arme Kleine, welcher Ausdruck in seinem Auge und welche Feinheit in den Zügen! Es wär' ein hübscher Amor für Sie, Herr. Der Herr suchten gestern nach einem Modell für den Sohn der Madame Andromache bei Ihren Gemälden aus der alten Geschichte; wie wär's, wenn wir den Kleinen da...“

„Laßt uns allein, Therese; ich will Euch rufen, wenn's nöthig ist.“

„Wie Sie befehlen, Herr.“

Beim Herausgehen wiederholt sie für sich, ich eignete mich trefflich zum Sohne von Madame Andromache.

„Nun, Freundchen, wie geht's?“ fragt der Herr und setzt sich neben mich.

„Gut, Herr, bloß der Kopf thut noch weh. O, wie danke ich Ihnen für die viele Güte.“

„Du brauchst nicht zu danken, denn es ist mir, als trüge ich eine alte Schuld ab. Kannst Du mir auf meine Fragen antworten, ohne daß es Dich angreift?“

„Recht gut, Herr.“

„So sag' mir denn, woher Du bist und seit wann Du in Paris wohnst?“

Ich erzähle nun meine ganze Geschichte. Er hört mit größter Aufmerksamkeit und innigster Theilnahme zu. Namentlich rührt ihn mein Schmerz über den



Verlust des Bruders. Als ich auf Vater Bernhard und Nanette zu sprechen komme, ruft er lebhaft aus:

„Die guten Leute! Aber sag', woher hast Du das Porträt, das Du auf der Brust trägst. Sag' die reine Wahrheit, denn Du weißt nicht, wie unendlich viel an diesem Umstand mir liegt.“

Ich erzähle ihm nun Alles, was ich weiß: von der Ankunft der Reisenden in unserer Hütte, von dem Herrn, seinem Diener und dem kleinen hübschen Mädchen. Je länger ich rede, um so freundlicher wird er, um so deutlicher spiegelt sich seine herzliche Theilnahme in seinen Augen ab. Als er hört, wie der Vater selig in jener Nacht zu Schaden gekommen und wie er für die Rettung der im Wagen Sitzenden mit einem kleinen Thaler vom alten Herrn beschenkt sei, da kann der junge Maler nicht länger an sich halten: er springt vom Stuhle auf, läuft wie wahnsinnig im Zimmer auf und ab und ruft:

„Der Unmensch der ... der gefühllose Kerl! ... Theure Caroline, solchen Mann hast Du zum Gatten nehmen müssen! Ohne den Vater dieses Kindes hättest Du Deine Tochter verloren, Deine Adolphine! Der arme Mann ist gestorben, vielleicht an den Folgen seines Eifers, seiner Menschenliebe. Aber das kann ich wenigstens: dem Sohne den Dank abtragen, den ich dem Vater schuldig bin, und das will ich. Ja, ich nehme den würdigen Alten, der jetzt im Himmel ist, zum Zeugen, daß seine edle That seinem Waisen zu gut kommen soll. Du bleibst von nun an bei mir, lieber Kleiner!“ Darauf will er mich umarmen, drückt



aber meinen Kopf so fest an sich, daß ich laut aufschrie.

„Gott, was habe ich gethan!“ ruft er in Verzweiflung. „Ich will sein Vater sein und ersticke ihn mit meinen Liebkosungen. O verzeihe mir.“

„Thut Nichts, Herr, der Schmerz ist schon vorüber. Aber das Porträt.“

„Was für ein Porträt?“

„Das ich auf der Brust trug, das möchte ich wieder haben. Ich mußte der Mutter schwören, es keinem Andern als dem rechtmäßigen Eigenthümer zu geben. Erst gestern traf ich den kleinen, einäugigen Herrn zufällig auf der Straße: ich erkannte ihn gleich und rufe ihn an. Er aber hört mich nicht und steigt in seinen Wagen. Ich will ihm nachlaufen und so bin ich umgeworfen und am Kopfe beschädigt worden.“

„Armer Knabe, Du sollst es wieder haben, Dein Porträt, und es dem Eigenthümer zurückgeben, aber nicht dem Herrn Grafen, der verdient dieß liebe Bild nicht, sondern . . . doch Du wirst sie bald sehen. Sie kommt hoffentlich recht bald nach Paris zurück, bis dahin nimm das Porträt, das Du so treu bewahrt hast.“

Der Herr zieht das Bild aus der Brusttasche, betrachtet es lange und hängt es mir wieder um den Hals. Plötzlich fühle ich mich ruhiger; nur der Gedanke, wie Vater Bernhard und Nanette meinethwegen in Unruhe sein werden, will mir nicht aus dem Sinne. „Und Vater Bernhard, Herr?“ frage ich. „Und Nanette?“



„Du hast recht: sie sollen gleich Nachricht haben, damit ihre Unruhe aufhöre. Therese! Geschwind einen Boten,“ ruft Herr Dermilly der alten Bonne zu, als sie in's Zimmer tritt. „Er soll den Pflegeeltern dieses Kindes Nachricht geben.“

Ich nenne ihm die Adresse von Vater Bernhard. Während Herr Dermilly mit dem Boten spricht, kommt die alte Therese wieder in das Zimmer.

„Herr, Sie vergessen, daß Ihr Modell wartet. Schon eine ganze Stunde spaziert er im Hemde auf und ab im Atelier. Jetzt läuft mir der Kerl, der Rossignol, gar in die Küche, fast splitternackt, und bittet um ein Stück Brod. Er sagt, er sei heute als Römer da und mache den Mutius-Cervelas dei. Mag er Mutius-Cervelas oder ein Anderer sein, das ist kein Grund, aus den Töpfen zu schlecken und in solchem Aufzuge zu erscheinen, pfui! Sagen Sie ihn doch in's Atelier zurück und verbieten Sie ihm, sich je wieder als Römer in meiner Küche zu zeigen!“

„Nur Geduld, Therese,“ sagt Herr Dermilly lächelnd. „Ich will an die Arbeit gehen, bleibt Ihr inzwischen bei meinem kleinen Andreas und sorgt recht für ihn. Kommen die guten Leute, so ruft mich.“

„Soll geschehen, Herr... bei mir soll er nicht so viel sprechen,“ sagt Therese und fühlt mir den Puls. „Da haben wir's, wie er schlägt, ein starkes Fieber im Anzug. Aber sie wollen nie hören. Trink' das, Kleiner, und dann schlaf; das wird Dir gut thun.“

Ich und schlafen, jetzt, nach dieser Ueberraschung und in diesem Bette, wo sich's so weich liegt! Hat



nicht der Herr gesagt, er wolle für mich sorgen, mir Gutes thun, mich bei sich behalten? Und das Alles ist die Folge vom Porträt, das ich auf der Brust trage. Wie recht hatte die gute Mutter, als sie sagte, das Medaillon werde mir Glück bringen! Aber Bernhard und Nanette, darf ich die verlassen, sie, die mir so viel Liebes und Gutes erwiesen haben? O gewiß, ich will sie recht, recht oft besuchen; der Wasserträger ist ja auch mein Wohlthäter und nie, nie will ich seine Wohlthaten vergessen.

Horch! welch schwere Tritte auf dem Boden? Das Herz hüpfet mir im Leibe. Ja gewiß, das sind sie. Die Thüre wird aufgemacht; vergebens ruft Therese:

„Warten Sie, bis ich sehe, ob er schläft. Sie dürfen nicht mit ihm sprechen, der Arzt hat es verboten!“

Sie hören nicht, sie treten ein, sie eilen auf das Bett zu, sie herzen und küssen mich und nezen mich mit heißen Thränen. O über die Wonne, so geliebt zu sein!

„Mein Vater! meine Nanette!“ das ist Alles, was ich über die Lippen bringe. Vor Rührung kann ich nicht sprechen, dafür drücke ich Vater Bernhard die Hand, während Nanette ihr lieb Gesichtchen dicht über mich hinbückt.

„Mein armer Knabe,“ sagte endlich der Wasserträger, „wüßtest Du, welche Sorge Du uns machtest. Ich habe die ganze Nacht durch gesucht und Nanette um Dich als wie um ihren Bruder geweint!“

„So ist er denn Ihr Sohn?“



„Nein, Madame, er ist nicht mein Sohn, aber ich liebe ihn wie meinen Sohn.“

„Sieh' nur, Vater, er hat eine Wunde am Kopfe!“ sagt Nanette. „Hast Du noch Schmerz, lieber Andreas?“

„Jetzt nicht mehr.“

„Man sagte uns, Du seiest übergefahren worden,“ sagte Bernhard. „Du hast doch die Wagennummer gemerkt? Ich hoffe nicht, Du lässest Dich erst überfahren und schweigst dann stille . . . und traun, der Kerl hat Dich übel zugerichtet.“

„O gewiß,“ seufzte die alte Bonne. „Der Herr Doktor hält die Blessur für sehr consequenzreich.“

In dem Augenblick tritt Herr Dermilly in's Zimmer. Vater Bernhard weiß nicht, ob er aufstehen oder sitzen bleiben soll; aber Nanette bleibt wie festgenagelt auf meinem Bette sitzen, bewundert die Vorhänge, die Franzen, den Spiegel, und flüstert mir in's Ohr: „Andreas, da muß sich's gut schlafen.“

Als Bernhard meinen Unfall von Herrn Dermilly hört, ergießt er sich in feurige Danksayungen.

„Aber wie bringen wir ihn fort?“ fragt der Wasserträger.

„Ihn fortbringen? Nein, er bleibt bei mir, bis er vollkommen hergestellt ist,“ antwortet der junge Maler, „und dann soll, hoffe ich . . .“

„Aber, Herr, er genirt Sie, und ich fürchte . . .“

„Seien Sie ohne Furcht: das Schicksal des Knaben liegt mir sehr am Herzen. Sein Vater rettete einer Person, die mir sehr theuer ist, das Leben. Daß



dem so ist, beweist mir unwiderleglich ein von mir selbst gemaltes Porträt, das ich auf seiner Brust fand."

"Selbst gemalt? Sie, Herr?"

"Ja, ich... ich selbst habe die junge Dame gemalt, deren Bild er auf der Brust trägt."

"So müssen Sie die junge Dame kennen, Herr?"

"Ohne Zweifel!... Und, gleich mir, wird sie wünschen, zum künftigen Glück des Kindes mit beizutragen."

Der gute Wasserträger sieht Herrn Dermilly groß an und traut seinen Ohren nicht.

"Ja, Du hattest recht, Andreas," ruft er triumphirend aus, "dies schöne Bild wird Dein Glück machen, aber ich bitte mir aus, daß ich Dich oft sehen darf, mein guter Knabe."

"So oft Sie wollen, braver Mann: Sie sind zu jeder Stunde mir und Ihrem Pflegesohn willkommen. Glauben Sie nicht, daß ich den Knaben Ihnen abwendig machen will. Möge er selbst sich entscheiden; ich habe in seinem Herzen gelesen und bin gewiß, wie er auch wählen mag, er wird nie undankbar sein."

"O gewiß nicht! Wenn die Wahl auf Sie fällt, bin ich zu gerecht, um Sie an der Fürsorge für sein künftiges Glück zu hindern."

Dermilly lächelt und reicht dem wackern Auvergnaten die Hand, der ganz erstaunt scheint über dies Freundschaftszeichen von Seiten eines eleganten Herrn. Dennoch schüttelt er dem Maler bieder die Hand und sagt dann zu Nanette:



„Jetzt komme, meine Tochter, ich muß an die Arbeit zurück. Morgen besuchen wir Andreas wieder.“

Nanette hat von dem Gespräch zwischen Herrn Dermilly und ihrem Vater Nichts gehört, denn sie hat Aug' und Ohr nur für mich und die schönen Sachen im Zimmer.

„Kommst Du bald, meine Tochter?“ wiederholte Bernhard. „Wir müssen jetzt gehen.“

„Und Andreas, lieber Vater?“

„Der bleibt bei dem Herrn hier, bis er wieder aufstehen darf.“

„Was, Andreas geht nicht mit uns?“

„Wir kommen morgen, übermorgen, überübermorgen wieder, so oft wir wollen, hat der gute Herr erlaubt.“

„So will ich auch hier bleiben, Vater.“

„Wie, Nanette, Du willst mich verlassen, Deinen alten Vater? Ist es nicht genug, daß ich meinen Andreas verliere? Soll ich kein's meiner Kinder um mich haben?“

Nanette schweigt. Sie steht auf und führt das Ende ihrer Schürze vor das Gesicht. Schluchzend nimmt sie von mir Abschied und schickt sich an, dem Vater zu folgen, der sie vergebens zu trösten sucht. Beide umarmen mich nochmals und gehen dann fort, Bernhard lächelnd, Nanette bitter weinend.

Wie ich die gute Schwester so weinen sehe, muß ich auch weinen. Herr Dermilly hat nicht wenig Mühe, mich zu trösten. Erst als ich dem Einschlafen nahe bin, verläßt er mich.



„Gottlob,“ ruft die alte Therese, als Herr Dermilly fort ist, „endlich lassen sie das Kind in Ruhe. Wie kann es gesund werden, wenn es ewig fortschwagt!“

Die ängstlich besorgte Alte zieht die Vorhänge zu und sagt bei sich selbst, während sie das Zimmer verläßt: „Ich will jetzt in die Küche zurück und sehen, ob nicht der Schurke von Römer an meinem Ragout herumgeschmeckt hat, während der Herr hier im Zimmer war. So geht es, wenn das Atelier im nämlichen Hause ist. Der Herr findet das bequem. Mag sein, aber Gott weiß es, die letzte Griechenschlacht hat eine Unzahl von Töpfen das Leben gekostet.“

### Sechstes Kapitel.

Das Atelier des Malers. — Herr Rossignol.

Herr Dermilly schenkt mir die liebevollste Pflege, und bald fühle ich mich innigst zu ihm hingezogen. Auch die alte Therese, obgleich sie mich dann und wann zankt, hat mich von Herzen gern. Gott weiß, wodurch ich nur solche Behandlung verdient habe! Doch behalt' ich meinen alten Freund und Wohlthäter in dankbarem Gedächtniß und erwarte täglich mit Ungeduld die Stunde, wo Vater Bernhard und Nanette zu kommen pflegen. Die in ihrer Gesellschaft verbrachte Zeit ist mir die schönste vom ganzen Tage; nur mit tiefer Betrübniß kann ich mich von den guten Leuten trennen.



„Mach' nur, daß Du gesund wirst, Andreas,“ sagt Nanette, „damit Du wieder zu uns kommst. Wie fröhlich wollen wir zusammen tanzen und singen. Es ist hier schön, recht schön, aber zu Hause gefällt mir es doch besser, wenn Du da bist.“

Ich fürchte mich ordentlich, Nanette zu sagen, daß Herr Dermilly mich lesen, schreiben und zeichnen lernen lassen will. So oft er mich fragt, scheint er mit meinen Antworten zufrieden und versichert mir: ich dürfe kein Briefträger bleiben, ich könne mit meinen Talenten mein Glück machen in der Welt und das Glück meiner Familie und Freunde. Die Reden hör' ich von Herzen gern. Ist das Eitelkeit oder der Wunsch, mir um Andere Verdienst zu erwerben. Wenn es Eitelkeit ist, so ist dieß eine sehr verzeihliche, denn wenn ich von schönen Häusern und Gemächern träume, so genieß' ich diese Herrlichkeit nie für mich allein, sondern mit meiner Mutter und meinen Freunden.

Es sind jetzt acht Tage, daß ich bei Herrn Dermilly wohne; ich bin schon etwas auf, doch fühle ich mich noch sehr schwach und darf nicht zum Zimmer hinaus. Nanette wäre gerne den ganzen Tag bei mir, aber sie muß für die Küche sorgen, und Vater Bernhard fürchtet lästig zu fallen, wenn er zu oft kommt. Zu meinem Zeitvertreib hat mir Herr Dermilly Kreide, Bleistift, Papier und Vorzeichnungen gegeben, und Abends erzählt mir die alte Therese hübsche Geschichten und steckt mir allerhand Backwerk und Confekt zu, aber die in Asche gebratenen Kar-



toffeln, die ich mit Nanette aß, schmeckten mir viel besser.

Eines Morgens — die alte Bonne ist ausgegangen und an den Gemälden im Zimmer habe ich mich längst satt gesehen — fühle ich gewaltige Langeweile, da kommt mir der Gedanke, Herrn Dermilly in seinem Atelier zu besuchen. Ich gehe hinaus in das nächste Zimmer, dann in ein zweites, bis ich auf einen Korridor komme. Am Ende desselben steige ich einige Stufen hinauf, öffne eine kleine Thüre und trete in eine ungeheuer große Stube, die von oben erhellt ward. Mein Gott, was sehe ich da für seltsame Dinge, so seltsam, daß ich wie versteinert stehen blieb.

Vor mir ein großes Knochengerippe, hoch aufrecht; daran lehnt eine schöne Venus von Gyps; hier große Stücke Leinwand, worauf allerhand Menschenleiber gezeichnet sind; weiter davon ein Gemälde mit Teufeln, die einen armen jungen Mann plagen und ihn mit Schlangen geißeln; zu meinen Füßen einen Arm; links davon ein Bein und eine Schulter; auf einem Tische eine Menge Farben, ein großes Buch mit Goldrand, auf eine Delflasche gestützt; Fingerknöchelchen über einem kleinen Kaffeebrode; einen griechischen Helm auf einem Frauenkopfe; eine Tunika, Käse, einen schmierigen Hut über einem Amor; eine Schachtel mit Zinnober über einem Todtenkopfe.

Das muß nothwendig sein Atelier sein, sage ich. Als ich mich von meinem Staunen etwas erholt habe, wage



ich einige Schritte vorwärts. Da seh' ich, zum Theil versteckt durch ein großes Gemälde, eine Person, die unbeweglich dasteht vor der Leinwand. Ich kann nicht weiter: die Nähe dieser Person schüchtert mich ein, ihr seltsames Kostüm macht mich misstrauisch gegen sie.

Ihr Gesicht hab' ich vor der Leinwand noch nicht sehen können; doch bemerke ich, daß der Mensch einen langen Säbel in der Hand hält. Er ist fast bis an die Ohren in einen weiten carmoisinfarbigen Mantel gewickelt, an den Füßen trägt er Schnürschuhe und auf dem Kopfe einen Helm mit einem großen Schweife von rother Wolle. Er ist in drohender Stellung: sein Arm scheint erhaben wie zum Schlage. Offenbar ist er im Zorn, und doch schlägt er nicht zu, sondern bleibt in derselben Lage, ohne ein Glied zu rühren.

Bergebens sehe ich mich nach Herrn Dermilly um. Ich weiß nicht, ob ich weiter vorwärts darf, denn der Herr da mit Schwert und Mantel thut immer, als wär' ich nicht im Atelier. Ich huste und räuspere mich: auch das hilft Nichts. Endlich fällt mir ein, mich wenigstens zu entschuldigen bei ihm, daß ich so ohne Erlaubniß hereingekommen bin.

„Entschuldigen Sie gütigst, mein Herr,“ sag' ich, von hinten mich dem Mann im Mantel nähernd, „ich glaubte, Herrn Dermilly hier zu treffen. Wenn ich genire, will ich wieder fortgehen.“

Keine Antwort, immer dieselbe Unbeweglichkeit. Das begreif' ich nicht. Sollte er schlafen? Aber



wer schläft mit ausgestrecktem Arm und mit einem Säbel in der Hand. Oder ist er taub? Ich muß ihm doch 'mal in's Gesicht sehen. Ich stecke sachte den Kopf um die Leinwand. O Himmel! welche Blässe im Gesicht, welche Mattigkeit im Blick! Ja, der ist noch viel, viel kränker als ich. Aber woher nimmt er die Kraft, so lange in dieser Stellung zu bleiben?

Schon will ich fort, da öffnet sich plötzlich eine Thüre, gerade der gegenüber, durch welche ich eingetreten bin, und herein springt ein Mann, splitternaßend vom Kopf bis an den Gürtel, von da an in Hosen und Schuhen. Er hüpfst wie wahnsinnig herum, trillert und nagt dabei an einer Rebhuhnseule.

„Alle Hagel,“ ruft er laut lachend, ohne mich zu bemerken, „auch die ist nicht übel. Was wird die alte Hexe sagen, wenn sie ihre Reulen nicht findet! Und nix gestanden, Alles abgeleugnet. O der Jux! Warum laßt Ihr Euer Geflügel und andere Kostbarkeiten in der Küche herumtreiben!... Hör' ich das Pförtchen nicht gehen, hat nicht der Riegel geklirrt? Ha, ha, ha! wenn sie gewußt hätte, daß Herr Dermilly mich allein läßt, hol' mich der und jener, sie hätt' alle Suppen- und Gemüseschüsseln doppelt verschlossen. ‚Bringt Ihr Euer Frühstück mit?‘ fragt' sie, wenn sie mich lauen sieht. ‚Ja, Gnaden! Darf ich aufwarten mit einem delikaten Stück Zwiebelsuchen. Ein Schelm, der was Besseres gibt, als er hat.‘ Kommen, Ze-



tuibe, Dich ruft meine Stimme! Tralalala! Tralalala! Schade, daß der Suppentopf nicht schon auf'm Feuer stand. Das Bad wär' meinem Athenienserbart gut bekommen. So Du mir, so ich Dir. Warum läßt mich Herr Dermilly Stunden lang allein! Gottlob bin ich präcis auf den Glockenschlag wie die Fiaker und ich danke der Natur dafür!"

In dem Augenblick macht der Herr im bloßen Hemde einen Luftsprung auf die linke Seite, wo ich stehe, und sieht mich. „Was für'n Gewächs ist das?“ ruft er. „Bist Du gebungen für den unschuldigen Kindermord, Herrchen? Erst geh' nach Paris und laß Dich neun Monden lang mit Kinderpappe füttern, siehst ja aus wie 'n frischgesotten Ei, und stopf' Dir mit Berg die Backen aus. Sage mir, wie nennst Du Dich, daß ich Deinen Namen wisse.“

„Herr, ich heiße Andreas,“ antworte ich dem Herrn, der inzwischen wie toll herumspringt, walzt und allerhand Gesichter schneidet. „Ich bin vor Kurzem übergefahren worden, und da hat der gute Herr Dermilly mich zu sich genommen.“

„Respekt vor dem Unglück, interessantes Schlachtopfer. Ich bin drei oder vier Mal umgeworfen worden, aber Niemand hat mich aufgehoben. Glaub's wohl, Gott Bacchos hatte mir ein Beinchen gestellt. Aber was sagst Du zu dem Entrecht, Kleiner?“

Ich begriff nicht, wie der Mann im bloßen Hemde so ganz in der Nähe des andern Mannes



mit der drohenden Geberde und dem geschwungenen Säbel so lustig sein und so viel Lärm machen könne. Ich zeigte ihn dem Tänzer mit dem Finger und sagte leise: „Geben Sie Acht, Sie kommen dem Herrn da zu nah’.“

Raum hab’ ich das gesagt, so wirft sich der Herr im bloßen Hemde auf einen Stuhl und will sich ausschütten vor Lachen. „Seht den Spaß! hält der Bube die Gliederpuppe da für ’nen Sappirer. Ha, ha, ha! Fürcht’ Dich nicht, Kleiner; der Herr beißt Dich nicht. Wisse, ’s ist eine leblose Creatur, die kein vitales Fluidum und sportuoses Gehör im Leibe hat, wie wir Beede. Ja, es gilt; ich heirathe dich, wenn Sie gütigst erlauben.“

Aber vielleicht hat der Mann im Hemde mich zum Besten. Ich will die Gliederpuppe doch ’mal anfühlen.

„Weg mit der Hand, Fontus!“ ruft der schöne Tänzer und hält mich zurück. „Darfst nicht ankommen, das brennt. Sapperlot, der Künstler crepirt vor Aerger, wenn Du dem da eine Falte anders legst, und zahlt Dir mit ’ner Münze, die Du nicht in den Sack schiebst.“

„Verzeihung, Herr, ich wußte nicht.“

„Jetzt, weil Du’s weißt, hüte Dich. Doch wart’, ich muß mich auf heut’ Abend üben: ich soll in der Chamiade tanzen.“

„Aber friert Sie nicht, Herr, so im bloßen Hemde?“

„Bah, Alles Gewöhnung. Seit fünfzehn Jahren



schon bin ich Modell für die Torfos. Weißt Du nicht, unschuldiges Geschöpf, daß Du vor Rossignol stehst, dem schönsten Modell in ganz Paris für die Torfos? Wäre der Untertheil so wie der Obertheil, meiner Seel', ich wäre meine zwölf Franken per Tag werth. Leider bläh'n die Keulen nicht auf und die Weichen sind und bleiben dünn, ob ich gleich mit Bohnen mich vollstopfe, damit sie wachsen. Aber schad't Nichts, ich bin ohnehin noch passabel beschlagen. Dazu kommt eine interessante Physiognomie, Wiß, Anmuth, ein leichter, lebhafter Tanz, was will ich mehr? Ganz natürlich, daß ich den Damen gefährlich werde. Ein, zwei... chassez... assemblez... Pirouetto de Rigueur! Schade, daß mein Rock dreißig und mein Hut etwas stark durchsichtig ist! Herrn Dermilly darf ich nicht schon wieder anpumpen: erst vorgestern hat er mir zwanzig Franken im Voraus gegeben und die sind bereits aufgepumpt. Das Unglück macht kühn und unerschrocken... sag', Kleiner, könntest Du mir wohl vierundzwanzig Sous auf acht Tage, wie man zu sagen pflegt, pumpen? Ich pumpe Dir fünfundzwanzig Sous zurück."

"Ich habe kein Geld bei mir, Herr. Vater Bernhard bewahrt meine Gelbbörse."

"So muß ich anderweitig mir helfen. Ich will die Tanzschuhe mit Del schmieren, das gibt ein vornehm Ausseh'n. Nichts sticht mehr in die Augen als spiegelblankes Fußwerk."

Herr Rossignol nimmt die Delflasche und pinselt



das Del über die dreifigen Schuhe; dann gießt er davon in die Hände und fährt sich damit durch's Haar. Während er so seine Toilette macht, sehe ich ihn nun genau an. Das Modell ist ein Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren, ziemlich hohem Wuchse, schwarzen, schlecht gekämmten Haaren, grauen Augen, aus denen der Schelm hervorguckt, einer Stülpnase, die voll Tabak hängt, und einem ungeheuern Munde, der ewig hin und her rollt und sich sperrweit öffnet. Dieß Alles gibt ihm ein durchaus originelles Aussehen.

„Schade,“ sagt er, sich die Haare lockend, „daß ich die Kleider nicht auch so schmieren kann. Der Hut soll wenigstens eine Funke haben: 's wird ein Bissel ranzig riechen, aber meine Prinzessin hat so Gott will den Schnupfen. Doch die Lust nach 'nem Kapaunen in Reis muß sie sich vergeh'n lassen mit meinen dreizehn Sous in der Tasche, wenn wir nicht etwa christliche Freunde antreffen. Wüßt' ich nur, ob Hannchen heut' gefessen hat, ich wollt' meiner Frau die Ohren so voll summen, bis sie mit dem Goldfuchsen herausrückt!“

Da ich den Herrn mit Stiefeln und Haaren beschäftigt sehe, so vermuth' ich, er wolle sich ganz ankleiden und reiche ihm Hemd und Rock hin, die in einer Ecke des Ateliers auf der Erde liegen.

„Danke, Kleiner,“ sagt er, „ich will warten, bis der Herr Patron zurückkommt und mich wegschickt. Man sieht für einen Torso nicht im Hemde; das ist griechisch das, merk' Dir's. Und unter uns, wenn



die Natur Dich gut herausdrehselt, so wähl' Dir ja keinen andern Stand: werde Modell, das lernt sich leicht ... brauchst nur still zu halten. Traun, ich weiß nichts Besseres in der Welt, als Maler und Modell, keiner ohne den andern: kein Maler ohne Modell, und kein Modell ohne Maler, verstanden? Alle Teufel, wenn mein Weib mich nicht so hinter's Licht geführt hätt', wir könnten jetzt im Gold wühlen. Ich nahm sie um ihrer Formen wegen, Formen, sag' ich Dir, so schön wie die einer Venus Kalligige. Die nimmst Du, sagt' ich mir, als ich sie sah, die muß sitzen, und deine Kinder auch, wenn Gott Dir welche schenkt. Das Sitzen ist erblich in unserer Familie: mein Vater saß für seine Arme, meine Mutter für ihre Hüften, mein Onkel für seine Füße, meine Tante für ihren Rücken, mein Bruder für seine Hände und meine Schwester für ihre Ohren. Als ich meiner Frau den Hof machte, sagt' ich ihr: ehe wir uns für Zeit und Ewigkeit binden, mußt Du wissen, ich will, daß meine Frau sitzt, gleichviel wofür? und meine Kinder auch, so Gott uns welche schenkt. Mein Freund, antwortete sie, ich will zeigen, was Du willst. O, die Treulosel! O dieß trügerische Corsett! Ich kann nicht sagen, wie schändlich Madame Rossignol mich anführte! Unmöglich, sie auch nur für das Geringste sitzen zu lassen: nichts als Watte, von der Sohle bis zum Scheitel! ... Ich hätt' ihr wegen Formmängel den Laufpaß gegeben, aber leider! war sie schwanger.



So muß ich mich an ihr Kind halten. Und wirklich hab ich 'nen Jungen, gebaut wie ein Apollo, in meinem Genre. Der wird 'mal eines der schönsten Modelle in ganz Europa. Als er drei Jahre alt ist, will ich ihm die Position einexerciren, aber ich kann ihn nicht ruhig kriegen. Ich greife also zum Schenkiemer, um sein heiß Blut zu fühlen; meine Frau greift zum Besen, ihn zu vertheidigen, denn sie gibt mir die Schuld, daß er so schreit. Diese Ehestandsscenen wiederholten sich täglich, und weil die Nachbarn sich darüber beschwerten, erklärte der Viertelscommissarius, er finde diesen Positionsunterricht für unzumuthig, ich möge das Kind sich freiwillig entwickeln lassen. Von der Zeit an leb' ich als Junggesell und will auch mein Eheweib nicht eh'r wieder sehen, als bis sie einen Ableiter braucht für den Ueberfluß an überflüssigem Geld. Und deshalb heiß' ich die kleine Aschenbrödel ... Tralalala... Tralalala!"

Eben hat Rossignol ausgesungen, als von der Seite der Küche ein lauter Lärm entsteht. „Das hat Keiner gethan als der Schurke von Rossignol," ruft draußen die alte Therese. „Ich wette, er ist unter irgend einem Vorwand aus der Sitzung in die Küche geschlichen. Aber wart', der Herr soll's wissen. Einem Alles wegzustehlen und so was auf die Schöpsenkäule zu stecken!"

„Still, still!" ruft Rossignol, durch's Schlüßelloch guckend, „die Alte ist's ... sie kommt herein... Sapperlot, ein guter Einfall, eine melodramatische



Scene! Die Alte ist schreckhaft, sie wird weich geben. Göttlich, göttlich! Geschwind, Junge, auf's Knie vor der Gliederpuppe, 'nen Helm auf den Kopf, das Visier herunter, eine Tunika um die Schulter und kein Glied gerührt."

"Aber, Herr..."

"Kein Aber."

"Warum?"

"Kein Warum... thu', wie ich sage. Du machst die Gliederpuppe, nur auf ein Paar Minuten, damit sie Dich nicht erkennt. Ein Wort, ein einzig Wort, und ich schlag' Dir mit Hannibals Degen die Rippen entzwei... verstanden?"

Ich gehorche, nicht aus Furcht vor Herrn Rossignol, sondern aus Neugier, was er vorhat. Auch ist mir ein Augenblick Kurzweil wohl zu gönnen nach der langen Langeweile, und Herr Dermilly wird's nicht übel nehmen. Ich knie also nieder bei der Gliederpuppe, Rossignol drückt mir den Helm auf den Kopf, das Visier fällt von selbst herab, dann wirft er mir einen weiten Mantel von gelber Seide über die Schultern. Als er mit meiner Verkleidung fertig ist, läuft er auf das Gerippe zu, nimmt es unter den Arm, stellt es vor eine große Kiste in der Mitte des Ateliers, deckt einen weiten braunen Mantel darüber, so daß von dem gräulichen Mann nichts zu sehen ist, kriecht in die Kiste hinter dem Skelett und macht den Deckel über sich zu, doch so, daß er darin athmen und zugleich den Zipfel des Mantels fassen kann. Das Alles war das Werk



eines Augenblickes. Raum sind wir auf unseren Posten, so öffnet Therese die Thüre des Ateliers.

„Herr!“ ruft sie, langsam vortretend, wo sie Herrn Dermilly vermuthet. „Das kann nicht so fortgeh'n, das muß aufhören. Tag aus Tag ein macht Herr Rossignol solche Streiche. Heute stiehlt er mir 'ne ganze Rebhuhnkeule, und dann heißt's, die Kaze hat's gethan. Verbieten Sie ihm doch, je wieder in meine Küche zu kommen, oder lassen Sie die Nebenthüre zumauern. Uebrigens ist es recht fatal, daß die Nachbarn Männer ohne Hemd bei mir sehen. Vergebens sag' ich, es sei das Modell; sie lachen mir gerad' in's Gesicht... und denken allerhand von mir, was meinem guten Ruf nachtheilig ist.“

Während dessen ist Therese bis dicht vor das große Gemälde neben der Kiste und dem braunen Mantel gekommen. Sie sieht sich nach allen Seiten um.

„Was, schon fort? So früh schon? Huh, huh... zwischen diesen Geschichten hier im Atelier wird Einem ganz unheimlich. Herr, wo sind Sie? Niemand da! Ich will fort, all' die häßlichen Fragen und Gestalten widern mich an. Der arme junge Mann, der mit Schlangen geprügelt wurde, wie dauert er mich! Schade d'rum, er ist so schmuß und nett. Sie nennen ihn Herrn Ixion... und das geschieht, weil er mit Madame Jupiter geliebäugelt hat. Mein Gott, wenn alle Männer so gepeitscht würden, die mit fremden Weibern liebäugeln!“

In dem Augenblick wird drinnen in der Kiste



rumort. Therese fährt zusammen, erblaßt und sieht furchtsam um sich.

„Was war das? Herr, Herr, sind Sie hier?“

Keine Antwort. Es rumort nochmals; ein langgezogenes „Wuh... Wuh...“ tönt aus der Kiste. Therese zittert wie Espenlaub und bleibt wie festgewurzelt stehen, die Hand vor dem Auge.

„Gott, mein Gott, was ist das?“ ruft die Alte mit bebender Stimme. „Ich kann nicht von der Stelle. Hülfe! Hülfe!“

„Therese! Therese! Therese!“ ruft es dreimal aus der Kiste in hohlem, kläglichem Tone.

„Wer... wer ruft mich?“ fragt die Alte zitternd und bebend.

„Dein Großvater!“

„Großvater, Du?... Aus... dem Grabe... erstanden... nach fünfzig Jahren?“

„Ja, ich bin's!... Wirst Du mich hören und thun, was ich Dir befehle?“

„Ja, Großvater, ja!“

„So gib Acht, Therese! Rossignol ist ein wackerer Bursch, ich liebe und beschütze ihn, den schönsten Torso auf der weiten Gotteswelt. Wir befehlen Dir somit, ihn in die Küche zu lassen, so oft er es für gut befindet; den Schlüssel der Speisekammer immer stecken zu lassen; ihn die Suppe kosten, auch eine Brodrinde eintauchen zu lassen, so oft er Lust hat; ihm von allem Backwerk und Confekt Etwas auf die Seite zu legen; von dem Allem gegen den



Herrn zu schweigen; endlich überall und zu jeder Zeit ihn mit der Aufmerksamkeit zu behandeln, wie sie dem schönsten Modell der Hauptstadt der Welt gebührt. Läßt Du es in einem dieser Stücke fehlen, dann zittere. Sieh' uns an und wünsch' uns guten Tag!"

Therese entschließt sich mit größter Mühe, die Hände von den Augen zu nehmen. Nach wenigen Minuten Besinnung erhebt sie endlich sanft den Kopf. In dem nämlichen Augenblick zieht Rossignol schnell den braunen Mantel weg, und vor ihr steht — das Skelett. Laut schreiend wirft sie sich auf die Kiste und fleht alle Heiligen des Paradieses um Hülfe an. Plötzlich fängt Rossignol drin zu brüllen an und schlägt, wie wahnsinnig, mit Händen und Füßen gegen die andern Wände der Kiste. Die Alte, die auf einem Nest mit Teufeln zu sitzen glaubt, fliegt leichenblaß in die Höhe und kommt auf mich zu, eben als ich mich erhebe, um die Alte, die halbtodt ist vor Schreck, zu trösten. Als sie mich mit dem Helm auf dem Kopfe und geschlossenem Visier herankommen sieht, glaubt sie nicht anders, als daß das ganze Atelier behext und Leben in die Todten gefahren sei. Sie bebt entsetzt zurück und fällt mit vollem Gewicht auf Rossignol, der gerade den Kopf herausstreckt, um frische Luft zu schöpfen, und Beide versanken in die Kiste, so daß Therese oben und Rossignol unten zu liegen kommt. Erstere, die sich vom Teufel gepackt glaubt, ergibt sich ruhig in ihr Schicksal und bleibt liegen, wie sie liegt, während Letzterer, der ersticken will, schimpft, brüllt und



flucht, und als das nichts hilft, sie stößt, schlägt, kneipt, zwickt und beißt.

„Aufgestanden! Schoßschwernoth! Aufgestanden, sag' ich!“ schreit das schöne Modell. „Ihr drückt mich zu Tode, meiner Seel! Ich krepir' fast, alte Here. Oder wollt Ihr bis Morgen früh so liegen?“

„Belzebub! Astaroth! Asmodi! Euer Wille geschehe, ich gehorche Euch.“

„So macht, daß Ihr fortkommt, Sapperlot. Weg mit dem Unterrock, oder ich beiß.“

„Mein seliger Großvater, Euer Wille geschehe.“

„Zum Teufel mit Großvater und Großmama. Ich hab da 'ne hübsche Venus auf'm Buckel.“

Ich mußte laut lachen über den komischen Anblick. Plötzlich öffnet sich die Thüre, und hereintritt Herr Dermilly. Man denke sich sein Staunen, als er mich in Helm und Mantel und die alte Bonnet und sein schönes Modell in der Kiste findet.

„Was heißt das?“ fragt der Maler, auf die Kiste zuwendend. Während er Therese heraushebt, warf ich Helm und Mantel von mir.

„Sie da, Herr Dermilly!“ ruft Therese, ihre Haube zurechtschiebend, die während des Scharmüßels bedeutend gelitten; „Gott sei gedankt.“

„Was habt Ihr mit Herrn Rossignol in der Kiste zu thun? Und Du, Andreas... in Helm und Tunika?“

„Du bist's, Andreas?“ ruft die Alte. „Ist's möglich? Und der Schelm von Rossignol war's, der mich so gezwickt und gebissen?“

„Morableu, wer sonst?“ ruft das Modell, aus



der Kiste sich emporarbeitend. „Zwei Stunden lang ruf' ich Euch, aufzustehen. Wollt Ihr Euch rächen an mir und mich ersticken?“

„Ich begreife nichts von dem Allen,“ sagt Herr Dermilly, der Reihe nach uns ansehend. Während Rossignol seine Haare in Ordnung bringt und Therese Luft schöpft nach dem harten Kampfe, geh' ich auf Herrn Dermilly zu, erzähle ihm offen den ganzen Hergang der Sache und bitte ihn um Entschuldigung, daß ich ohne seine Erlaubniß in's Atelier gekommen bin. Inzwischen ruft Therese unaufhörlich: „So so, der Schelm von Rossignol war's... hätte mir's denken können. Es stank so ranzig d'rin im Koffer, und nach Knoblauch, zum Edel... pfui!“

Ich sah, wie Herr Dermilly kaum das Lachen lassen kann. Als ich aufhöre, nimmt er einen ernstesten Ton an und sagt zum Modell: „Sie können gehen, Herr Rossignol, ich bedarf Ihrer nicht mehr. Sie wollen keine Vernunft annehmen. Ich habe Ihnen oft gedroht: ich will kein Modell, das mir das Haus von unterst zu oberst kehrt.“

„Wie, Herr,“ ruft Rossignol, einen grimmigen Blick auf Therese schleudernd, „weil die alte Narrin sich auf mich wirft und mich für 'nen Astaroth hält, wollen Sie Ernst machen? Für den unschuldigen Spas eines müßigen Augenblicks?“

„Nicht bloß deshalb... haben Sie gehört?“

„Herr, Sie haben mir zwanzig Franken vorgestreckt. Ich bin Ihnen somit noch vier Sitzungen schuldig.“



„Nicht nöthig . . . ich schenke sie Ihnen.“

„Schenken, mein Herr? Ich will nichts geschenkt,“ sagt Rossignol und holt seine Kleider, um sich anzukleiden. „Ich schulde Ihnen zwanzig Franken und zahle sie Ihnen zurück, sobald ich kann. Rossignol nimmt keine Geschenke an. Uebrigens werden Sie lange suchen, ehe Sie einen Torso wiederfinden wie ich bin. So ein antiker Leib, so eine Schule. Malen Sie einen Herkules, einen Mars, einen Apollo ohne mich . . . wenn Sie's können! Für hundert Sous eine solche Brust wie die hier! Und das um einen lumpigen Löffel Suppe und eine Rebhuhnkeule! Deshalb überwerfen sich Künstler! . . . Auf Wiederseh'n, Herr Dermilly!“

Mit diesen Worten grüßt er Herrn Dermilly, drückt stolz den Hut auf's linke Ohr, wiegt sich hin und her wie ein Tambour-Major, schwingt sein großes Rohr im Kreise herum und murmelt zwischen den Zähnen: „Zieh hinunter zu Madame Rossignol. Woll'n den Fanfan auf das Opfer Abrahams einstudiren.“ Auf seinem Wege durch's Atelier hinterläßt er einen weiten Dunstkreis von Knoblauch und ranzigem Del.

„Gott sei Dank, daß er fort ist,“ ruft Therese, „der Taugenichts der! Welchen Schrecken hat er mir eingejagt. Und doch wollt' ich, Herr, wenn er morgen kommt, Sie bittet und Besserung verspricht, Sie nehmen ihn wieder zu Gnaden auf.“

So lange Rossignol da war, hielt ich mich in einer Ecke des Ateliers, aus Furcht, gezankt zu



werden. Kaum aber ist er weg, so geh' ich schüchtern auf Herrn Dermilly zu.

„Und muß ich auch fort wie Herr Rossignol?“ frage ich ihn.

„Du, mein lieber Andreas? Im Gegentheil... morgen kommt sie an, da sollst Du sie sehen. Aber geh' jetzt in's Zimmer zurück, Freundchen, Du hast Ruhe nöthig nach diesem Lärmen. Therese, bringt ihn in seine Kammer.“

Ich soll sie morgen sehen? Wen? Und warum freut sich Herr Dermilly so darauf? Ich begreife nichts davon, aber ich mag ihn nicht fragen. Während ich Therese folge, murmelt sie unaufhörlich zwischen den Zähnen: „Der Schurke, Einen so zu kneipen und zu stoßen; ich bin wie zerschlagen an allen Gliedern! Gottlob, endlich hab' ich Ruhe in der Küche. Hätt' ich nur geahnt, daß er's wäre; meiner Seel', ich hätt' ihm die Viehsasche zertrast... sechs Monate hätt' er keinen Römer machen können.“

### Siebentes Kapitel.

Das Original des Porträts.

In meinem Alter erholt man sich schnell. Als ich den Morgen nach dem eben erzählten Auftritt im Atelier erwache, trau' ich mir Kraft genug zu, wieder in Paris herumzulaufen, und nehme mir vor, mit Nanette auszugehen. Ich will aufstehen... ich suche meine Kleider. Welche Ueberraschung! Statt



der groben Jacke und gestickten Hosen finde ich eine hübsche Jacke von schönem blauem Tuch mit goldenen Knöpfen, eine Hose vom nämlichen Zeuge und eine herrliche Weste von gelbem Casimir!

Ich kann mich nicht satt daran sehen, doch wag' ich nicht, sie anzurühren. Soll ich die haben? Unmöglich!... Aber die alten Kleider fehlen. Ich rufe: „Therese! Therese!“

„Was willst Du, Schatz?“

„Meine Kleider möcht' ich, liebe Therese.“

„Deine Kleider? Sind die da schlechter als die alten?“

„Soll ich die haben? Die schöne Jacke mit goldenen Knöpfen und die schöne Weste von gelbem Tuch?“

„Wer sonst? Und gleich kommt der Friseur, der soll Dir die Haare schneiden. Gib Acht, wie schön Du wirst. Oder glaubst Du, Herr Dermilly wolle Dich als Schornsteinfeger hier im Hause herumlaufen lassen? Er behält Dich bei sich.“

„Er behält mich? Und darf ich nie mehr zu Vater Bernhard? und nie mehr mit Nanette tanzen?“

„Du kannst, wohin Du willst, aber Du wohnst bei uns. In den neuen Kleidern tanzt sich's so gut wie in den alten. Wer ein gut Gewissen und fröhlich Herz hat, der hüpfet und springt, was er auch anhaben mag. Das Kleid macht den Mann nicht, lieber Andreas, das wirst Du später lernen, aber es verschönert ihn. Die Toilette kann viel thun. Wenn mein Ehemann selig seinen kastanienfarbigen



Sonntagsrock anhatte, seine schlichten Hosen und gestreifte Halsbinde, da war er nicht wieder zu kennen. Und sieh mich nur selbst an. In einer gestickten Haube und geblühtem Nachtleibchen bin ich zehn Jahre jünger."

Ich betrachte die schönen Kleider und — stuße. Was wird der gute Vater Bernhard sagen, wenn er mich darin sieht? Vielleicht betrübt es ihn. Doch brenne ich vor Ungeduld, sie anzupassen; Therese meint, sie werden mir gut sitzen. Ach, ich kann der Lust unmöglich widerstehen... mit elf Jahren fehlt der Muth dazu, und überhaupt, wer nennt mir eine Zeit im Leben, wo die Gefallsucht keine Macht hätte über den Menschen?

Ich erliege der Versuchung, und gleich darauf stecke ich in den neuen Kleidern, von Kopf bis zu Fuß wie umgewandelt. Therese ist außer sich vor Entzücken, auch ich bin nicht unzufrieden mit mir. Ich seh' mich im Spiegel, dreh' mich nach allen Seiten um und betrachte mich selbstgefällig. Jetzt kommt auch der Friseur. Er schneidet mir die langen Haare ab, frisirt und pomadisirt mich. Schon wieder bin ich vor dem Spiegel. Aber psui! wie häßlich dünkt' ich mir. Erst nach und nach gewöhne ich mich an die kurzen Haare. Doch wo bleibt Nannette und ihr Vater? Ha, ich wette, sie kennen mich nicht. Ach, und die arme Mutter, wenn sie mich sähe, wie glücklich wäre sie! Ich will die Kleider recht schonen, bis ich sie 'mal besuche.

Herr Dermilly tritt herein. Er sieht mich an



und umarmt mich; er gibt nicht einmal zu, daß ich ihm danke. Ich wünsche auszugehen, Vater Bernhard zu besuchen, vielleicht auch um mich auf der Straße zu zeigen. Solche leise Regungen von Eitelkeit sind gar zu natürlich!

„Heute noch nicht, lieber Andreas,“ antwortet Herr Dermilly, „Du bist noch zu schwach.“

„Nein, nein! ich bin stark genug.“

„Und dann kommen ja Deine Freunde zu Dir, und eine andere Person.“

„Dieselbe, von der Sie gestern sagten?“

„Dieselbe, Freundchen.“

„Kennt sie mich?“

„Ja, ich habe ihr Alles geschrieben; Du glaubst nicht, wie sie sich freut. Nur Geduld, lieber Andreas, und vor allen Dingen keine Unbesonnenheit!“

Herr Dermilly geht fort, während ich die Zeit nicht erwarten kann, die Person zu sehen. Wie schade ist's doch, wenn man mit so neuen und schönen Kleidern im Zimmer bleiben muß. Endlich geht die Glocke. Meine Freunde sind's, ich kenne sie schon am Gange. O, o, was werden sie sagen. Ich besinne mich, ob ich mich verstecken oder ihnen entgegen springen soll.

Da sind sie... sie kommen herein... sie sehen mich... und — kennen mich nicht.

„He, ich bin's,“ ruf' ich ihnen zu; „Vater Bernhard, Nanette, seht mich an!“

„Ist's möglich? Du, Andreas?“



„Der kleine Gock da in gelber Weste ist mein Andreas?“ ruft Vater Bernhard erstaunt.

„Ja, er ist's... in neuen Kleidern.“

„Und Ihr küßt mich nicht? Weil ich anders gekleidet bin?“

„Erst laß seh'n, ob Du's wirklich bist. Ja, ja, er ist's,“ sagt Vater Bernhard und küßt mich. „Reich oder arm, ich will Dich immer lieben.“

Nanette weiß nicht recht, ob sie sich freuen soll oder nicht. Sie besüßelt Jacke, Weste und Knöpfe, und sagt dann leise:

„Du bist recht schön, ja, aber Du wirst bald schmutzig werden auf der Straße, und die langen Haare standen Dir so gut... ich glaube, ich mag gar nicht mehr mit Dir tanzen in der schönen Jacke. Trägt er sie nur Sonntags, Vater, oder auch an Werktagen?“

„Das hängt nicht mehr von uns ab, liebe Tochter. Andreas ist auf dem Wege, sein Glück zu machen, vielleicht gar ein vornehmer Herr zu werden mit Wagen, Pferden und Bedienten. Er wär' nicht der Erste, der im Stall anfängt und im Palaste aufhört. Hauptsache ist, daß er gut und ehrlich bleibt und uns lieb behält... und dafür steh' ich ein! Die Pariser Luft wird sein gesundes Herz nicht vergiften.“

Nanette hört erstaunt ihrem Vater zu, dann nimmt sie mich beim Arm und sagt mit bewegter Stimme:

„Ist das wahr, Andreas? Du willst ein vor-



nehmer Mann werden mit Wagen, Pferden und Dienern? Nicht mehr in Paris herumgehen und Bestellungen machen? Willst uns nicht mehr seh'n? uns nicht mehr lieben? Und das Alles, weil Du schöne Kleider anhabst? Nein, Andreas, nein! Zieh' sie wieder aus. Du warst viel netter als Savoyarde. Komm' mit uns, komm', ich bitte Dich. Du bist nicht mehr krank, laß uns geh'n, ehe der Herr zurückkehrt. Ach, wie traurig werd' ich sein, wenn ich Dich nicht mehr sehe, und der Vater auch. Ohne Dich fühlen wir uns verlassen. Es wäre recht schlecht von Dir, wenn Du hier bliebst."

Länger hält sie's nicht aus; die hellen Thränen laufen ihr über die Wangen und sie schluchzt laut. Vergebens such' ich sie zu trösten, nenne sie meine Schwester, meine liebe Schwester: Nichts hilft. Sie wiederholt immer: „Komm' mit uns zurück in unser Haus."

O, wie mich das rührt! Schon will ich ihr nachgeben und mit ihr gehen, aber der gute Vater Bernhard hält mich zurück.

„Andreas," spricht er, „sei nicht undankbar und unvernünftig! Herr Dermilly kann Dir nützlicher werden in der Welt, als ich es es kann. Wie schwer mir die Trennung von Dir fällt, ich vergesse das, um Deines eigenen Besten willen. Wenn je Dein Beschützer andern Sinnes werden sollte, o dann kehre zu uns zurück: unsere Arme stehen Dir immer offen. Auch Nanette wird sich trösten, wie Alles in der Welt sich mit der Zeit tröstet."



Ich füge mich in den Willen Vater Bernhards und sage ganz leise zu Nanette:

„Nanette, bin ich erst ein reicher Mann, so kauf ich Dir schöne Kleider, schöne Hüte und Hauben.“

„Nein, nein, ich will keine,“ ruft Nanette. „Ich will lieber bleiben, wie ich bin.“

Und damit kehrt sie sich ab und will mich nicht mehr ansehen, denn ich sei abscheulich in den neuen Kleidern, sagt sie. Zum Abschied will ich Nanette küssen, aber sie duldet es erst auf Befehl des Vaters. Dann hält sie mir das thränenfeuchte Bäckchen hin und macht ein Gesichtchen, o so rührend... und flüstert mir nochmals ins Ohr:

„Komm, Andreas, komm zu uns zurück!“

Wenn nur Vater Bernhard es zugäbe, ich wäre gleich bereit... aber schon sind sie zum Zimmer hinaus. Noch auf der Treppe höre ich das arme Ding schluchzen. Das geht mir durch Mark und Bein. Fast möchte ich die neuen Kleider ausziehen und wegwerfen, so böse bin ich, denn sie haben Nanetten mißfallen und ich fühle mich nicht mehr wohl in ihnen... es wird mir so traurig zu Muth. Ist das die Wirkung des Reichthums? Wenn der Reiche aufhört, froh und glücklich zu sein, so will ich lieber Briefträger bleiben mein Leben lang.

Ungefähr eine Stunde später höre ich ein Geräusch im Nebenzimmer. Gleich darauf öffnet Herr Dermilly die Thüre und nöthigt eine Dame herein mit den Worten: „Kommen Sie, liebe Caroline. Wie er staunen wird!“



Die Dame ist jung, schön und sehr elegant gekleidet. An der Hand führt sie ein etwa achtjähriges Mädchen, die ich nicht gleich bemerkte, weil die ältere Dame meine ganze Aufmerksamkeit fesselt. Es war mir, als habe ich sie schon wo gesehen. Inzwischen sagt sie zu Herrn Dermilly: „Er ist allerliebste. Welch' ein Glück, daß wir ihn gefunden haben; mehr noch, daß er sich nicht an den Herrn Grafen gewandt hat, der mir den Umstand früher verschwiegen hatte.“

Während ich nachsann, wo ich der Dame begegnet sein kann, fällt mir das Porträt ein, das ich auf der Brust trage. Ich ziehe es heraus und vergleiche es mit der Dame, die vor mir steht. Kein Zweifel, sie ist's... ich habe sie gefunden — das Original, die Eigenthümerin des Bildes. Schnell binde ich es los und überreiche es der Dame mit den Worten: „Hier ist Ihr Porträt, Madame. Ja, ich erkenne Sie wieder. Gottlob, daß ich Sie endlich gefunden habe.“

„Du hast recht, mein Freund,“ antwortet sie und umarmt mich zärtlich. „Es ist mein Bild oder vielmehr das Bild meiner Tochter, meiner Adolphine, die Deinem edlen Vater die Rettung ihres Lebens verdankt und eine Nacht in Eurer Hütte zubrachte. Ich will das Unrecht des Herrn Grafen wieder gut machen. O, wie freu' ich mich, für den Sohn des edlen Mannes Etwas thun zu können, dem ich die Rettung meiner Adolphine zu danken habe.“ Dabei drückt sie ihre Tochter an's Mutterherz.



„Und das wäre die kleine Schlafmütze, die ich einst so fröhlich auf dem Arme trug?“ denk' ich bei mir. Ich sehe sie genau an und wirklich kenne ich ihre Züge wieder, doch wie hat sie sich verändert in diesen vier Jahren! Sie ist groß und hat schon recht viel Anstand im Benehmen; ihre Augen sind noch gleich schön, gleich sanft, aber sie sieht nicht mehr so fest, so kindlich dreist um sich wie damals; sie blickt schüchtern nieder und erröthet, wenn man sie ansieht; ihre Haare sind dunkler geworden, ihre Züge markirter, ihre Manieren ruhiger und gefesteter. Die Vernunft dämmert schon und drängt sich ein in die Empfindungswelt des Kindes.

Ich bleibe unbeweglich stehen vor dem kleinen Mädchen, das mir zulächelt, weil die Mutter ein Gleiches thut.

„Gib ihr doch einen Kuß, Andreas,“ sagt die junge Dame. „Kennst Du sie nicht mehr? Sie ist noch gleich gut und gleich sanft, und wird Dich recht lieb haben, denn meine Adolphine hat ein dankbares Herz.“

Ich trete auf sie zu und bleibe dann etwas linke stehen. Mir scheint, ich habe nicht den Muth, ihr einen Kuß zu geben. Gegen Nanette war ich viel ungenirter, die wollt' ich zwanzig Mal des Tages küssen, ohne verlegen zu werden.

Endlich hält mir die kleine Adolphine die Wange hin und ich berühre sie leicht mit meinen Lippen. Schnell ziehe ich mich in die Ecke zurück, als hätte ich was Unrechtes gethan.



„Was gedenken Sie mit dem Kinde anzufangen?“ fragt die Dame Herrn Dermilly.

„Ich will ihn behalten, für ihn sorgen, ihn unterrichten lassen und in meine Geheimnisse einweihen, wenn er Lust zeigt und Talent zur Malerei. Ich bedarf um so mehr eines treuen, erheiternden Gefährten, da ich ledig zu bleiben gedenke. Mit ihm kann ich von Ihnen reden, denn er kennt Sie und wird Sie recht lieb gewinnen. Wenn er gleich meinen Schmerz nicht begreift, kann er ihn doch versüßen.“

„Erlauben Sie mir einige Einwendungen dagegen, mein Freund. Ich fürchte, er wird in Ihrem Hauswesen Manches vermissen. Sie sind und bleiben ledig, haben den größten Theil des Tages vollauf zu thun und machen häufige Reisen. Andreas ist noch zu jung, Sie begleiten zu können, oder nehmen Sie ihn mit, so hat er keine Zeit zum Lernen. Bleibt er aber bei der alten Therese allein zurück, so wird er sich höchst verlassen fühlen. Außerdem bedarf ein Kind tausend kleiner Aufmerksamkeiten, die wir bei einem ledigen Manne nie finden können. Aus allen diesen Gründen möchte ich Sie bitten, den kleinen Andreas mir zu überlassen. Er soll bei mir wohnen, in meinem Hotel, von Adolphinens Lehrern Unterricht haben, und von mir wie von seiner rechten Mutter behandelt werden. Mein Haus steht Ihnen zu jeder Stunde offen. Was meinen Sie dazu, Herr Dermilly. Und liegt es nicht mir zunächst ob, für die Zukunft dieses Knaben zu sorgen? Hab' ich nicht



die gerechtesten Ansprüche darauf? Sagen Sie ja, Herr Dermilly!"

"Ach, Caroli..., Madame! Ihre Wünsche waren mir von jeher Befehle. Ihr Vater konnte uns trennen, indem er, taub gegen unsere Bitten, Ihre Hand einem Andern gab, aber die Gefühle meines Herzens für Sie ertödteten konnte er nicht, die hören erst mit meinem Leben auf!"

Die junge Dame schweigt, aber sie seufzt tief und sieht Herrn Dermilly so zärtlich, so vielsagend an, daß dieß Schweigen beredter sein muß als die beredteste Sprache.

"Vergessen wir das," sagt sie endlich, "und denken wir nur an Andreas. Willst Du bei mir wohnen, Kleiner?" fragt sie mich.

Ich sehe sie erstaunt an, aber schon jetzt fühle ich mich zu ihr hingezogen. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist so sanft, so liebevoll. Und nun erst die kleine Adolphine. Sollt' ich wohl mit ihr spielen dürfen? Ich mag nicht darnach fragen. Etwas unschlüssig antworte ich und sehe Herrn Dermilly dabei an:

"Wie Herr Dermilly will; doch müßt' ich Vater Bernhard recht oft besuchen dürfen."

"Er meint seinen frühern Pflegevater," sagt Herr Dermilly, "einen ehrlichen Auvergnaten, der ihn wie seinen Sohn liebt."

"Das gefällt mir, lieber Andreas. Du thätest sehr Unrecht, den würdigen Mann zu vergessen. Ich bin weit, weit entfernt, Dich zum Ubdank ermuntern zu wollen. Nimm die Börse und bringe sie Deinem



Wohlthäter. Er soll sie Deiner Mutter schicken und ihr sagen, daß ich für Deine und ihre Zukunft sorgen will. In zwei Tagen komme ich wieder und hole Dich ab."

Die junge Dame umarmt mich, drückt mir die Börse in die Hand und entfernt sich mit ihrer Tochter, gefolgt von Herrn Dermilly. Ich bin wie versteinert. So viel Gold, einen ganzen Beutel voll, und das für meine Mutter! Wache oder träume ich? Ich ziehe die Glocke, klappere mit dem Golde, zähle es auf den Tisch hin: zwanzig Goldstücke, sage zwanzig, ein ganzes Vermögen! Von heut' an soll die gute Mutter nicht mehr den ganzen Tag sich abplagen, von Morgens früh bis Abends spät. Von heut' an soll Jakob so viel essen und so lange schlafen, als er mag, und Peter, ach, der arme Peter! daß er auch an unserm Glücke Theil haben könnte! Wie wollten wir uns freuen!

Ich will gleich fort, Vater Bernhard das Geld zu bringen, aber man sagt, ich dürfe heute noch nicht aus. So muß ich bis morgen warten. Dann soll Nanette erfahren, daß schöne Kleider nicht immer Unglück und Kummer bringen, wie sie meint.

Den andern Morgen in aller Frühe bin ich schon auf, um zum Wasserträger zu gehen. Aber Therese will mich nicht allein fort lassen und weckt zu meinem Aerger Herrn Dermilly, der gleich darauf in's Zimmer tritt. Er sagt, er wolle mit mir zum Vater Bernhard. So sehr ich mich darüber freue, fürchte ich



doch, er werde mir zu langsam gehen. Aber unten vor der Thüre finden wir ein Cabriolet und steigen ein. Ueber die Börse, die ich in der Tasche habe, vergesse ich ganz, wie angenehm es ist, so im Cabriolet zu fahren.

Endlich sind wir vor der Wohnung des Wasserträgers. Ich fliege die sechs Treppen hinauf, ohne mich nach Herrn Dermilly umzusehen. Schnell stoße ich die Thüre auf und stürze in's Zimmer. Nanette sieht mich, schreit laut auf, läßt den Milchtopf aus der Hand fallen und fliegt mir um den Hals.

„Andreas ist da! Andreas ist da!“ ruft sie, außer sich vor Freude.

Die gute Nanette, wie gern sie mich hat! Auch Bernhard umarmt mich zärtlich. Dann ziehe ich die Börse aus der Tasche und halte sie ihm hin mit den Worten:

„Gold! Gold! Für die Mutter von der Dame, Ihr wisset, deren Porträt ich habe. O wie gut sie ist! Schreibt das gleich meiner Mutter und sagt ihr, sie brauche jetzt nicht mehr zu arbeiten.“

Bernhard sieht bald mich, bald die Börse an. Er weiß nicht, welche Dame ich meine und was das zu bedeuten hat. Während dessen springt Nanette noch immer um den zerbrochenen Milchtopf herum und ruft:

„Der Andreas ist wieder da! Er bleibt jetzt bei uns!“

Plötzlich tritt Herr Dermilly in's Zimmer und Nanettens Freude hat schnell ein Ende, denn sie begreift gleich, daß ich nicht gekommen sei, um ganz da zu bleiben.



Als sie hört, daß ich beim Herrn Grafen von Franconard wohnen soll, ruft sie:

„Mein Gott, sie wollen ihn noch zum Fürsten machen.“

„Nein, liebes Kind,“ antwortet Herr Dermilly, „sondern zu einem Menschen, der die Pflicht der Dankbarkeit gegen alle seine Wohlthäter nach wie vor gewissenhaft erfüllt und des Glückes sich würdig zeigt, das ihn anlächelt.“

Vater Bernhard verspricht mir, noch denselben Tag der Mutter das Geld zu schicken. Gerührt umarme ich den guten Wasserträger und seine Tochter und gelobe festerlich, sie recht oft zu besuchen. Herr Dermilly versichert wiederholt, auf's Treueste für mich sorgen zu wollen. Dann gehen wir fort aus dem Hause und von den lieben Leuten, wo die ersten Jahre meines Aufenthaltes in Paris so rasch und auch so glücklich dahinfloßen.

Der Tag ist da, an dem ich das Hotel beziehen soll. Wie wird mir diese Veränderung in Wohnung, Sitten und Lebensweise behagen? Geduld, man gewöhnt sich ja an Alles. Trag' ich doch die neuen Kleider erst zwei Tage, und schon fühle ich mich in ihnen ganz heimisch.

Die Dame kommt mit ihrer Tochter; sie zeigen mir eben so viel Freundschaft als Interesse.

„Es ist Alles fertig für ihn,“ sagt sie zu Herrn Dermilly. „Seine Kammer ist gerade über meinem Gemach, ganz in meiner Nähe, daß ich ihn immer um mich haben kann.“



„Und was sagt der Herr Graf?“

„Das ist mir Nebensache, wie Sie wissen. Er hat seinen Willen, und ich den meinigen. Er wird froh sein, daß ich einen Theil des Jahres bei ihm wohne. Die Sorge für die Erziehung meiner Tochter erschwert mir das Reisen. Liebe Adolphine, für Dich scheue ich kein Opfer! Der Herr Graf weiß noch nichts von meinen Absichten mit Andreas. Heute Morgen will ich ihn ihm vorführen: er wird ihn einen Augenblick ansehen und dann vergessen; sein Koch und sein Hund nehmen ihn ganz in Anspruch. Jetzt sage Herrn Dermilly und Theresen Adieu, Andreas; wir wollen fort. Wir nehmen Andreas mit uns, Adolphine. Ist Dir's recht?“

„Ja, ja, liebe Mutter,“ sagt das kleine Mädchen. „Wenn Du ihn magst, mag ich ihn auch.“

Meine Sachen sind bald in Ordnung. Ich will meine alten Kleider mitnehmen, aber Theresese verspricht, sie zu Vater Bernhard bringen zu lassen. Dann setze ich den hübschen Hut auf, den Herr Dermilly mir geschenkt hat, aber ich fühle mich nicht behaglich darunter: er drückt mich so; meine kleine Mütze war viel leichter. Doch was muß man sich Alles gefallen lassen, wenn man nach der Mode gekleidet sein will.

Ich umarme Herrn Dermilly und gehe dann mit der Frau Gräfin und ihrer Tochter die Treppe hinunter. Vor der Thüre hält ein schöner, schöner Wagen, und Livreebediente warten auf meine Beschützerin. Mit vielem Geräusch öffnen sie die Wagenthüre,



heben erst die kleine Adolphine hinein und geben dann der gnädigen Frau die Hand, um ihr zu helfen.

„Komm', Andreas,“ sagt mir die junge Gräfin und nimmt mich am Arm. Ich wußte nicht, ob ich vorn hinein oder hintenauf steigen solle, bis ich mich vorwärts geschoben fühle. Jetzt bin ich im Wagen, der wie der Wind davonbraust. Die schöne Dame überhäuft mich mit Güte, und lächelnd sagt die kleine Adolphine zu mir: „Nicht wahr, Andreas, das Fahren ist eine hübsche Sache?“

Ich weiß nicht, was ich antworten soll; denn es ist mir, als träume ich das Alles. Das Gerassel des Wagens, die Häuser, die an uns vorüber zu fliegen scheinen, das und vieles Andere macht, daß ich nicht zu Wort kommen kann. Meine Wohltäterin lächelt über mein Staunen, das noch größer wird, als der Wagen in ein prächtiges Haus einfährt und auf einem weiten Hofe stille hält.

Ein Diener öffnet die Thüre und gibt mir die Hand . . . die Hand . . . mir! Zum Dank dafür nehme ich den Hut ab. Ich blicke um mich. Also das ist das Hotel, wo ich wohnen soll? Welch ein Unterschied zwischen diesem Hause und dem Hause des guten Vaters Bernhard! Ach, werde ich hier auch so glücklich sein wie dort?



## Achstes Kapitel.

Der zweite Gang. — Das Kammermädchen.

Meine Beschützerin steigt eine große Treppe hinauf und winkt mir zu folgen, was ich thue, mit dem Hut in der Hand. Wir treten im ersten Stock in ein herrliches Zimmer ein und gehen durch mehrere andere, die eben so köstlich möblirt und eingerichtet sind. Ich wage kaum aufzutreten, aus Furcht, die schönen Teppiche zu beschmutzen, die auf dem Fußboden liegen, während die kleine Adolphine leicht darüber hinhüpft. Es war gewiß recht hübsch bei Herrn Dermilly, aber hier ist's noch viel, viel hübscher: überall Spiegel, Pendeluhrn, Candelaber, Blumenvasen, Kronleuchter, Lustres am Getäfel, alabasterne Kugeln am Plafond und viele andere Herrlichkeiten. Mein Gott, wenn Nanette das Alles sähe! Ich wette, sie glaubte, man wolle aus mir auch einen Grafen machen!

In einem allerliebsten Cabinetten nimmt eine junge Frau der Frau Gräfin Shawl und Hut ab. Wie artig man ist in diesen vornehmen Häusern; bei jedem Worte bückt man sich.

„Lucilie,“ sagt Adolphinens Mutter zu der jungen Frau, die vor ihr steht und auf ihre Befehle zu warten scheint, „geh' und sage dem Herrn Grafen, ich wünsche ihn auf einen Augenblick zu sprechen.“

Mamsell Lucilie, das Kammermädchen der Frau Gräfin, geht fort; die kleine Adolphine spielt schon



mit einer herrlichen Puppe, während ich mitten im Zimmer stehen bleibe, den Hut in der Hand drehe und den Teppich ansehe.

„Gefällt Dir's hier, Andreas?“ fragt die junge Dame lächelnd, winkt mir zum Sitzen und nimmt mir den Hut aus der Hand, womit ich nichts anfangen weiß.

„O gewiß, Madame. Aber ich darf recht oft zu Vater Bernhard, nicht wahr?“

„Ja, mein Lieber, Du bist hier in meinem Hause eben so frei wie zuvor. Der Umgang mit Freunden ist mehr werth als alles Geld und alle Ehren dieser Welt. Ach, hätte ich die Wahl gehabt, ich hätte immer in diesem glänzenden Hause mein Glück gesucht!“

Bei diesen Worten seufzt sie tief und ein wehmüthiges Lächeln schwebt über ihre schönen Züge. Gleich darauf umarmt sie ihre Tochter und sagt dann so freundlich und liebevoll zu mir:

„Ehe ich Dich in Deine Kammer führe, Andreas, will ich Dich dem Herrn Grafen vorstellen. Wenn das vorbei ist, wirst Du ihn wahrscheinlich sehr selten zu Gesicht bekommen. So oft Du was wünschst, hast Du Dich an mich oder an Lucilie zu wenden.“

Ich verspreche ihr Alles, wollte aber, die Vorstellung wäre erst vorüber, denn ich fürchte, der Herr Graf nimmt mich nicht so gut auf wie seine Frau.

Herr von Franconard befand sich unterdeß in seinem Cabinet und hielt Rath mit seinem Koche und Champagne, der vermöge seiner Talente sich zum Haushofmeister emporgeschwungen hatte. Der Graf



ermarkete mehrere angesehene Leute zum Diner: so hatte er denn die wichtige Sorge für den Küchenzettel in höchst eigener Person übernommen.

Er saß mit schwarzsammtner Mütze auf dem Kopfe in einem großen Fauteuil, die Füße ruhten weit ausgestreckt auf einem Schemelstuhl, die eine Hand liebte einen dicken englischen Hund zu seinen Füßen, die andere hielt einen langen Küchenzettel, über den er in tiefes Nachdenken versunken schien.

Vor ihm stand der knochenfeste, rothnasige, kupferfarbige, dickeleibige Koch, die Mütze in der Hand; etwas weiter davon Herr Champagne, der, ungleich weniger ehrerbietig, sich von Zeit zu Zeit auf den Lehnstuhl seines Herrn stützt.

„Also, Herr Oberkoch: Steinbutte mit Austern, Hors d'oeuvres, sechs Entrées. Damit wären wir fertig, nicht wahr?“

„Ja, Herr Graf.“

„Kommen wir auf den zweiten Gang. Es ist keine Kleinigkeit, Leute zu traktiren, die man brauchen kann.“

„Namentlich, wenn es mit so viel Takt geschieht wie beim Herrn Grafen,“ bemerkt Champagne und streichelt Cäsar, der heißen will.

„Du hast recht, Champagne. Gib mir 'ne Prise Tabak, das thut gut, wenn man den Kopf so voll hat. Alles bei Tisch, jede Schüssel, muß am Platz sein.“

„Darauf sieht der Herr Graf immer.“

„Heute zum Exempel dinirt bei mir ein deutscher



Baron, ein Präfekt, ein Banquier, ein ungeheuer reicher Gentleman, ein sehr beliebter Dichter und ein hochgestellter Offizier im Activdienst. Jedes Gericht muß meinen Gästen analog sein, Herr Oberkoch. Nur ja keine Nachlässigkeit, ich wäre unerbittlich!"

„Der Herr Graf sollen zufrieden sein.“

„Denken wir nach. Was stellen wir in die Mitte? Still, César, still.“

„Sultanin à la Chantilly, Herr Graf?“

„Ist das fein genug? Was meinst Du, Champagne?“

„Sollte denken, es wäre präsentabel, Herr Graf. Pest! eine Sultanin. Kann man dem Großtürken was Besseres serviren?“

„Gut! Also die Sultanin in die Mitte. Weiter: junge Hühner in Trüffelsauce? Gerade vor den Herrn Präfekten, nicht wahr, Champagne?“

„Trefflich, Herr Graf. Der Duft der Trüffeln stimmt zur Großmuth.“

„Ich habe eine Bitte an ihn, so wart' ich damit, bis die großmüthigen Trüffeln kommen. Weiter: zwei wilde Enten. Das ist was für einen Waidmann, also für mich. Du weißt, Champagne, ich habe dreimal ein Reh angeschossen.“

„Ja, Herr Graf, und Sie hätten es endlich erlegt, wenn es nicht vor Alter verreckt wäre.“

„Weiter: glacirte Stedrüben. Das kommt vor den Poeten. Glacirte Stedrüben erhitzen die Phantasie; sie haben so was Unausprechliches, Mysteriöses, Geheimnißreiches, wie mir dünkt, und man



sagt, der Dichter gehöre zur romantischen Schule. Was meinst Du, Champagne?"

"Ein göttlicher Gedanke, Herr Graf, Ihrer würdig. Wäre ich Dichter, ich machte gleich ein Epos auf die glacirten Stedrüben."

"Also, glacirte Stedrüben, Herr Oberkoch, und vor den Romantiker. A propos, haben Sie einen Küchenjungen, der sich auf romantische Stedrüben-glacirung versteht?"

"Ich habe zwei, Herr Graf: einen aus Paris und den andern aus Nogent, aber keinen, der sich auf romantische Stedrübenglacirung versteht."

"So müssen Sie's selbst thun, Herr Oberkoch. Still, Cäsar; der Schlingel fällt mir immer in die Rede und erwürgt mir die Geisteslinder in den Windeln!... Ein Plumpudding. Ohne alle Controverse vor den Gentleman. Nur machen Sie ihn recht groß. Beim letzten Diner hat der Mylord, statt den Plumpudding zu zerlegen und den andern Gästen anzubieten, ihn ganz allein verzehrt. Das darf nicht wieder vorkommen."

"Ich mache ihn doppelt so groß, Herr Graf."

"Dreifach, Herr Oberkoch, damit ich ruhig bin. Weiter: Blumenkohl in Sauce. Hm, ich denke, der gehört vor einen Baron. Blumenkohl ist mit Sauerkraut verwandt, wenn auch weitläufig, und ohne Sauerkraut existirt kein Deutscher. Also Blumenkohl vor den Herrn Baron. Was sagst Du dazu, Champagne?"

"Ich bewundere Ihren Scharffinn, Herr Graf, Ihr logisches Talent, Ihre tiefe Diplomatie."



„Und mit Recht, Champagne. Du glaubst nicht, wie schwer es hält, einen Küchenzettel zu entwerfen, Notabene mit Menschenkenntniß und staatsmännischer Klugheit!... Es fehlen noch zwei Schüsseln... Artischoken mit Mark?... mit Mark... Mark bedeutet Kraft, Energie, Muth, die braucht der Kriegermann. Also Artischoken mit Mark vor den Offizier im Activdienst. Auch damit zufrieden, Champagne?“

„Auch damit, Herr Graf. Wer sich schlagen will, muß Mark in den Knochen haben. Das Gericht kann nicht passender placirt werden.“

„Bleibt noch mein Banquier, ein junger Mann, etwas flüßerhaft, spielt viel Écarté. Geben wir ihm Stinte und legen immer drei bei drei: das erinnert ihn an die Bole und an den König.“

„O, o, die geniale Idee, die, Herr Graf. Meiner Seel', auf so was wäre ich nie gekommen.“

In dem Augenblick tritt Mamsell Lucilie mit dem Auftrage ihrer Herrin in's Zimmer.

„Wer stört uns?“ ruft der Herr Graf zornig, während Cäsar zu bellen anfängt. „Habe ich nicht verboten, wen einzulassen? Wo ist Lasseur?“

„Herr Graf, 's ist Mamsell Lucilie,“ schmunzelt Champagne und Liebäugelt mit dem Kammermädchen, die den Zorn des Grafen nicht zu beachten scheint.

„Mamsell Lucilie?“ wiederholt der Graf sanfter und verzieht das Gesicht zu grinsendem Lächeln.

„Still, Cäsar, still. Komm' und mache der Mamsell gleich Dein Compliment. Spring', sag' ich... noch höher!“



Nach vielen Umständen springt endlich Cäsar über den ihm vorgehaltenen Stock und dem Koch gerade auf den Bauch. Fast hätte er zum großen Ergötzen des Herrn Grafen den Herrn Oberkoch bei der spitzen Nase gepackt. Mamsell Lucilie, die wenig Sinn hat für diese gräflichen Aufmerksamkeiten, bedeutet Champagne, daß sie nicht bloß gekommen sei, die Kunststücke Cäsars zu bewundern.

„Erst muß ich mit dem Dessert fertig sein,“ ruft Herr von Franconard ängstlich. „Was wünschen Sie, Lucilie. Fassen Sie sich kurz, ich habe keinen Augenblick für mich.“

„Die Frau Gräfin wünscht den Herrn Grafen zu sprechen.“

„Die Frau Gräfin mich sprechen?“ wiederholt Herr von Franconard erstarrt. „Ich komme gleich im Augenblick, Mamsell.“

Der Graf befiehlt dem Oberkoch zu warten und schellt dem Kammerdiener zum Ankleiden. Während der Graf seine Toilette besorgt, unterhält er sich mit Champagne, seinem gewöhnlichen Vertrauten.

„Was sagst Du dazu, Champagne? Die Frau Gräfin läßt mich zu sich einladen.“

„Bermuthlich hat sie dem Herrn Grafen was zu sagen.“

„Scheint so. Aber das ist das erste Mal in den neun Jahren, die wir verheirathet sind, daß meine Frau mir was zu sagen hat.“

„Alles hat seinen Anfang, Herr Graf.“

„Aber der Anfang kommt spät, Champagne. Du



weist, wie ich wünschte, einen Erben meines Namens zu haben."

"Ist Ihnen der Wunsch vergangen, Herr Graf?"

"O gewiß nicht, ich habe ihn noch und werde ihn immer haben. In den ersten Jahren unserer Ehe, weißt Du, war die Frau Gräfin ewig auf Reisen und wir trafen uns nur selten."

"Ich erinnere mich dessen recht gut, Herr Graf, sowie auch unserer Reise nach Savoyen, auf der wir beinahe den Hals gebrochen hätten, und Ihr Fräulein Tochter daneben. Morbleu! die Haare standen mir zu Berge!"

"Und als wir zurückkamen, posauniste Du die ganze Geschichte aus, daß die Frau Gräfin Wind davon bekam, die ohnehin mir zürnte, daß ich ihre Tochter ihr entführt. Von da an ward sie noch böser auf mich."

"Aber seitdem reist Madame viel weniger."

"Mag sein, auch wohnen wir oft in demselben Hotel. Aber glaubst Du, ich könne sie je unter vier Augen sehen? Nicht möglich! Rede ich ihr von einem Erben meines Namens vor oder bitte ich sie um ein kurzes Gespräch, weißt Du, was sie mir antwortet?"

"Nun, Herr?"

"Sie antwortet, das sei nicht möglich!"

"Wirklich, Herr Graf?"

"Wirklich, Champagne, so antwortet sie mir, wenn auch auf die anmuthigste, freundlichste Art. O, sie hat einen eisenfesten Charakter, der ungeheuer pikant ist für einen Mann. Wie selten macht sie die Honneurs bei meinen Dinern!"



„Der Herr Graf versteht selbst die Honneurs auf's Beste.“

„Gewiß, Champagne, aber eine Frau an wohlbesetzter Tafel, und wenn sie so hübsch ist wie die Frau Gräfin, wirkt Wunder. . . und meine Frau ist hübsch, sehr hübsch.“

„Reizend, Herr Graf.“

„Und wenn man allerlei Anliegen hat, wenn man reiche, einflußreiche Leute bewirthe, wenn man diese oder jene Finanzspeculation im Kopfe trägt. . . ich sage Dir, dann hat man eine Frau bei Tisch so nöthig wie das liebe Brod.“

„Wird Madame heute die Honneurs machen?“

„Gestern wollte sie nicht, und doch brauche ich sie nothwendig. Der Banquier soll mir Geld leihen, der Präsekt mich zur Wahl vorschlagen, der Dichter mich besingen, der Engländer mir Pferde ablaufen, kurz, Jeder meiner Gäste ist zu was gut oder kann es werden. Du weißt, ich lade Niemand ohne Gründe ein.“

„O, ich kenne die Feinheit des Herrn Grafen!“

„Und doch will Madame nicht erscheinen beim Diner. Vielleicht hat sie sich anders besonnen; wollen sehen. Wie ist meine Frisur, Champagne?“

„Musterhaft, Herr Graf.“

„Und der Zopf? Etwas zu lose, nicht wahr?“

„Um so anmuthiger, Herr Graf. Er tänzelt um ihre Schulter wie ein Klapperschlanglein.“

„Und die Rosette?“

„Herrlich, Herr Graf. Wie ein Schmetterling.“



„So bin ich recht für die Frau Gräfin. Nehme ich Cäsar mit?“

„Madame mag die Hunde nicht, wie der Herr weiß.“

„Wohl wahr, aber Cäsar macht jetzt so hübsche Sachen: Madame wird ihre Freude haben. Komm', Cäsar, komm'.“

Unter dem Gebell Cäsars betritt der Herr Graf das Zimmer der Gräfin, wo Adolphine mir ihre Spielsachen zeigt. Gleich springt Cäsar auf die Puppe zu, nimmt sie in's Maul und läuft damit unter den Theetisch.

Eben als der Graf gegen die Gräfin sich höflich verneigt, erhebt Adolphine ein lautes Geschrei:

„Mama! ... meine Puppe! ... der böse Hund beißt meine Puppe.“

„Wie, Herr Graf, Sie bringen Ihren Hund mit in's Zimmer und wissen, daß Adolphine sich vor ihm fürchtet?“

„Ich wollte, Madame! ... her, Cäsar! ... ich dachte, Madame! ... Cäsar, laß los! ... gib her! ... Schelm! Er thut Deiner Puppe nichts, mein Kind.“

„Machen Sie, daß er die Puppe hergibt! ... hat man je so was gesehen?“

„Wart', Schurke, ich will dich!“

Aber Cäsar gehorcht nicht: er bleibt ruhig unter dem Tische, zaust die Puppe mit den Vordertagen und knurrt, wenn wir uns ihm nähern. Muthig springe ich unter den Tisch, worüber der Hund so erschrickt, daß er plötzlich auffährt und die Decke mit



sammt einem allerliebsten Theeservice herunterreißt, daß alle Tassen auf dem Boden zerschellen. Dafür habe ich die Puppe erobert und gebe sie Adolphinen zurück, während Cäsar knurrend unter den Stuhl seines Herrn kriecht.

„Ich weiß Ihnen keinen Dank für solche Auftritte, Herr Graf,“ sagt die junge Gräfin und nimmt ihre Tochter auf den Schooß, während Herr von Francouard vor lauter Verlegenheit sich das Bein reibt und die Schuld auf mich schieben will.

„Lassen wir das, Herr Graf!“ sagt die Gräfin. „Ich habe Sie um die Ehre Ihres Besuches gebeten, um Ihnen diesen Knaben vorzustellen. Kennen Sie ihn nicht?“

„Ich, Madame? Ich gehe nicht viel mit Kindern um.“

„Es ist von keinem Umgang die Rede, Herr Graf, sondern von Umwerfen. Es ist derselbe Knabe, den Sie mit dem Cabriolet umwarfen.“

„So viel ich mich erinnere, war der Knabe ein Savoyarde.“

„Gewiß, Herr Graf. Es ist dieser Knabe, der nämliche Savoyarde. Er wollte Ihnen das Medaillon zurückgeben, das Adolphine in der Hütte des armen Mannes liegen ließ, der Ihnen vor vier Jahren in Savoyen das Leben rettete, und das Adolphine jetzt am Hals trägt.“

„Wie seltsam! ... Schweig, Cäsar.“

„Das Suchen dieses Knaben nach Ihnen war lange vergeblich, bis er Sie endlich jenen Morgen



auf dem Boulevard traf. Sie haben ihm seine Ehrlichkeit schön vergolten."

"Wie konnte ich das denken, Madame? Er hätte mir das Porträt hinhalten sollen! Aber um so dankbarer will ich jetzt sein. Sieh', Knabe, da sind fünfzehn Sous . . ."

"Pfui, Herr Graf! Sie zahlen Sohn und Vater mit gleicher Münze. So will denn ich Ihre Schuld übernehmen: der Knabe soll bei mir wohnen, mich auf's Land begleiten."

"Gut, Madame, sehr gut. Er eignet sich vorzüglich zum Jockey."

"Nicht doch, mein Herr. Andreas soll nicht als Knecht gehalten und erzogen werden."

"Doch scheint mir, ein Savoyarde . . ."

"Ist so gut ein Mensch wie jeder andere und erhebt sich oft durch Ehrlichkeit und Zartgefühl über Viele, die sich höher dünken."

"Gewiß, Madame. Ehrlichkeit und Zartgefühl vertragen sich recht wohl mit dem Berufe eines Schornsteinfegers; nur begreife ich nicht, was Sie hier . . . machen wollen . . . mit . . . still, César!"

"Ich mache mit ihm, was ich will, mein Herr. Andreas soll später mein Sekretär werden. Ich meinerseits begreife nicht, wie man den Sohn des Mannes, der Adolphins Leben rettete, als Jockey, als Knecht ansehen und behandeln kann! Dieß Ihnen zu eröffnen, ließ ich um die Ehre Ihres Besuches bitten."

"Aber, Madame . . ."

Paul de Kock. LXXXIV. 9



„Kein Aber, mein Herr. Ich hoffe, meine Wünsche finden ein günstiges Gehör. Aus Gegengefälligkeit willige ich ein, dann und wann Ihren Diners anzuwohnen.“

„Was? wie? Sie wollen . . . und schon heute, Madame?“

„Schon heute, mein Herr.“

„O, ich bin entzückt. Cäsar, mach' der Frau Gräfin Dein Compliment.“

„Nicht nöthig, mein Herr. Lassen Sie ihn ruhig, wo er ist.“

„Soll er Andreas sein Compliment machen, Madame?“

„Er soll Niemanden sein Compliment machen. Ich liebe so kostspielige Complimente nicht.“

„O, er macht jetzt so hübsche Sachen.“

„Wie eben erst!“

„Also heute? . . . Doch halt, der dritte Gang fehlt noch. Madame, Sie werden mit meinem Küchenzettel zufrieden sein.“

„Sie sind wie geboren für die Küche, Herr Graf.“

Nie hatte der Herr Graf eine so schmeichelhafte Aeußerung aus dem Munde seiner Gemahlin vernommen. Als er aufstehen will, ihre Hand zu küssen, tritt er Cäsars Schwanz unter die Füße, worüber dieser laut bellt und Adolphine nochmals erschreckt. Schon an der Thüre kehrt Herr von Franconard wieder um und wendet sich mit zärtlicher Miene an die Gräfin, die plötzlich wieder ganz ernst aussieht.

„Sie sehen, Madame, wie bereit ich bin, Ihre



Wünsche zu erfüllen. Eine Gefälligkeit ist der andern werth."

"Ich habe Ihnen gesagt, Herr Graf, daß ich heute bei Tisch die Honneurs machen werde."

"Und ich danke Ihnen dafür . . . aber, Madame, bei Tisch können wir nicht wohl reden von . . . dem Erben . . ."

"Von welchem Erben, Herr Graf?"

"Dem Erben . . . meines Namens, den ich lange schon mir wünsche."

"Schweigen Sie, ich bitte . . . in Gegenwart der Kinder!"

"Ich rede in allen Ehren, Madame . . . nichts, was das Ohr der Unschuld beleidigt! . . . Ach, und meine Liebe! . . . Still, Cäsar, kusch! . . . meine Zärtlichkeit . . ."

"Noch Ein Wort, Herr Graf, und ich nehme mein Versprechen zurück."

"Ich darf also nicht hoffen, daß bald . . ."

"Und Ihr Küchenzettel, Herr Graf?"

"Sie haben recht, Madame, es ist die höchste Zeit. Also, auf Wiedersehen, Madame. Komm', Cäsar!"

Mit höflichem Gruße empfiehlt sich der Graf, während Cäsar mir nichts dir nichts über die Sammtstühle des Zimmers hinwegspaziert.

Raum ist Herr von Franconard fort, so winkt mir die junge Dame, ihr zu folgen. Wir steigen die Treppe hinauf, die mit dem Hofe und einem Theile der Gemächer der Gräfin in Verbindung steht,



und treten in eine geschmackvoll möblirte Kammer, die von nun an mir gehört. Da bin ich fern von allen Bedienten, bloß Mamsell Luciliens Kammer ist in der Nähe, der meinigen gegenüber. Ich kann also ungestört arbeiten und schnell zur Frau Gräfin hinuntereilen, wenn sie mich rufen läßt. Mamsell Lucilie verspricht meiner Beschützerin, angelegentlichst für mich zu sorgen. Das junge Kammermädchen thut Alles, was sie nur den Augen der Gräfin absehen kann. Ich werde nicht mit den Dienstboten essen, Mamsell Lucilie bringt mir das Mittagsbrod auf mein Zimmer. Es ist ein liebes, gutes Mädchen, die Lucilie. Sie gibt der gnädigen Frau das beste Zeugniß von mir, und sagt, es wäre Schade gewesen, wenn ich Schornsteinfeger geblieben wäre. Madame sieht sie lächelnd an und gibt ihr einen zärtlichen Patsch. Dann geht sie fort. In der Thüre ruft sie mir noch zu:

„Von morgen an bekommst Du regelmäßig Unterricht, Andreas. Lerne fleißig, das ist der beste Dank.“

Als ich allein bin, mustere ich der Reihe nach die Möbel im Zimmer. O, wie so hübsch Alles eingerichtet ist. In den Schubladen der Commode finde ich schneeweisse Wäsche und Kleider, eigends für mich gemacht; ich probire sie alle an, ein Stück nach dem andern. Auf einem kleinen Sekretär liegt eine hübsche seidene Börse mit Geld und davor ein beschriebenes Papier. Wenn ich doch lesen könnte! Das Geld rühr' ich nicht an, denn ich weiß nicht,



ob es mir gehört. Wozu brauche ich Geld bei dieser guten Dame, die mir mehr gibt, als nöthig ist? Und doch wünschte ich fast mir einiges, um Nanette Hut und Kleider kaufen zu können und ihr zu beweisen, daß ich an sie denke.

Mein Fenster geht auf den Hof des Hotels. Ich schaue eine Weile hinaus, sehe aber nichts als Diener und Küchenleute. Die Aussicht bei Vater Bernhard war viel schöner und belebter. Was jetzt thun? Ich weiß bereits, wie es im Zimmer aussieht und wie draußen! Ach, die Langeweile kommt. Wie gerne spielte ich draußen, aber darf ich ohne Erlaubniß ausgehen? und wo ist die gnädige Frau?

Traurig setze ich mich nieder und denke an die gute Nanette. Es ist so die Stunde, wo ich vom Schornsteinfegen und Brieftragen heimkehrte, wo Nanette und ich sprangen, tanzten und sangen, so laut, daß die Leute im ersten Stock uns hörten. Hier, welche Stille? Vielleicht wissen Sie nicht mal, was Tanzen und Singen ist?

Da öffnet sich die Thüre und herein kommt Mamsell Lucilie mit einem Brodkorb in der Hand.

„Was machst Du da, Andreas?“

„Nichts, Mamsell.“

„Wie traurig sieht er aus, der Schelm. Ich glaube, er hat's Heimweh. Aber Geduld, man gewöhnt sich an Alles. Das Hotel gefällt Dir nicht so gut wie Deine Hütte, wo Du mit Deinen Gespielen lärmtest und tobtest, nicht wahr, Andreas?“

„Ich komme nicht aus einer Hütte, Mamsell; ich



komme von Herrn Dermilly. Auch tobte und lärmte ich nicht, denn ich war krank."

Beim Namen Dermilly sehe ich, wie das junge Kammermädchen boshaft lächelt. Dann muß ich ihr meine Geschichte erzählen, denn Mamsell Lucilie ist etwas neugierig. Sie hört aufmerksam zu, doch ruft sie von Zeit zu Zeit: „Der arme Andreas! . . . der arme Peter! . . . So weit zu gehen . . . und gleich bei der Ankunft zu verirren! . . . Der gute Wasserträger, der! . . . Den armen Andreas überzufahren, der ihm das Porträt von Madame geben will!" u. s. w. u. s. w.

Als ich fertig bin, frage ich, ob Herr Dermilly mich hier besuchen wird, ob ich gehen und kommen kann, wenn ich will.

„Gewiß, wenn Madame es erlaubt. Nur Abends nicht, da dürfen Kinder von Deinem Alter nicht allein ausgehen."

„O, ich verirre mich nicht: ich kenne ganz Paris; auch will ich nur zu Vater Bernhard und Herrn Dermilly."

„Herr Dermilly kommt fast täglich in's Hotel und malt für Madame. Er hat sie und ihre Tochter schon in jeder Größe gemalt. Aus Freundschaft gibt er Fräulein Adolphinen Unterricht, die ihn ihren guten Freund nennt. Früher kam er noch öfter, aber böse Zungen . . . und Madame hält was auf ihren guten Ruf . . . hat sie doch eine Tochter, die heranwächst. Trotzdem kommt Herr Dermilly noch ziemlich oft; zwar, glaube ich, steht er mit dem Herrn



Grafen so so, denn er hat ihm seinen Hund nicht malen wollen . . . den Köter von Cäsar, den ich nicht leiden kann. Doch halt, Kleiner, über das Geplauder vergesse ich Dein Mittagbrod. Wir essen hier erst um sechs Uhr, aber Madame glaubt, Du seiest hungrig und ich habe versprochen, für Dich zu sorgen. Komm' und is'!"

Unterdeß hat Mamsell Lucilie die Speisen auf einen Tisch ausgekrant.

"Das Alles ist für mich?" frage ich.

"Für wen sonst?"

"Davon können vier Andreas satt werden."

"Nicht doch, Schelm. Habe ich nicht versprochen, für Dich zu sorgen? Nach Madame bin ich die Herrin im Hause. Was ich will, geschieht; Alle gehorchen ohne Widerrede. Der Koch geht durch's Feuer für mich, der Kellermeister steht mich schmachtend an, alle Lakaien sind meine ergebenen Diener, Herr Champagne macht mir den Hof und der Herr Graf läßt mich durch seinen Cäsar becomplimentiren und zwickt so verliebt mit den Augen . . . der alte Narr der!"

Ich lasse Mamsell Lucilie ruhig fortschwagen und stopfe mich inzwischen mit den Federbissen voll, die sie aufgetragen hat. Wie gut das Alles schmeckt!

"Wäre nur Peter da," sage ich wiederholt, "der würde zulangen!"

"Du gutes Herz," sagt Mamsell Lucilie und streichelt mich. "Aus dem ist was zu machen. Aber, mein Gott, Madame wartet auf mich zum Ankleiden."



Wie sie sich langweilen wird bei Tisch; sie bliebe gern weg, aber sie hat 'mal zugesagt. Komisch! . . . wollt', ich wäre an ihrer Stelle . . . 's ist doch hübsch, so obenan zu sitzen und die Königin zu sein, der Alles huldigt. Wie anders denkt Madame . . . sie kann den Augenblick nicht erwarten, wo man aufsteht und sie wieder allein ist mit ihrer Tochter. Ich aber, ich sehe mir alle Welt bei Tische an, wohlverstanden durch's Schlüßelloch oder durch's Fenster; ich mustere ein Gesicht nach dem andern, lache über die alten Fragen und freue mich über die jungen Leute. Wie lustig ist das! . . . Aber, mein Gott, Madame wartet längst. Adieu, Andreas."

"Mamsell Lucilie, darf ich nicht mit Fräulein Adolphine spielen?"

"O, die speist mit ihrer Mutter; die Beiden können sich nie trennen. Geh' inzwischen an's Fenster und sieh' die Herren aussteigen: es sind komische Käuze darunter, das wird Dich amüsiren. Schade, daß keine Damen dabei sind, da könntest Du Toiletten sehen, ei tausend! Aber Madame geht nie in Gesellschaft, so kommen auch zu ihr keine Damen. Mit den Herren ist's anders, die gehen und kommen ohne viele Umstände. Aber, mein Gott, Madame wartet mit Ankleiden. Adieu, Andreas."

Lucilie will fort, doch rufe ich sie zurück, damit sie mir vorliest, was auf dem Papier neben der hübschen Börse geschrieben steht.

"Kannst Du nicht lesen, Andreas?"

"Noch nicht, Mamsell."



„So mußt Du's schnell lernen. Nicht lesen können, pfui! welche Schande! Und später seiner guten Freundin nicht schreiben können...“

„Meine gute Freundin kann auch nicht lesen.“

„Wie, Andreas, hast Du schon eine gute Freundin?“

„Ist nicht unsere Mutter unsere gute Freundin?“

„Necht, Andreas. Ich Thörin, ihm von so was vorzuschwätzen! Gib her das Papier: Für Andreas zum Taschengelde will heißen: die Börse gehört Dir und Du kannst mit dem Gelde darin machen, was Du willst.“

„Ich? mit all' dem Gelde?“

„Ja, Andreas. Madame ist freigebig. Wollen doch zählen: zwanzig ... dreißig ... sechsunddreißig Franken ... sechsunddreißig Franken, das lobe ich mir, damit kann man viel Hübsches kaufen.“

„Aber ich brauche Nichts, Mamsell.“

„So sparst Du. Es kommt eine Zeit, wo man's brauchen kann. Nimm ein Beispiel an mir. Ich könnte tausend Dinge kaufen, aber ich bin nicht eitel. Zwar friege ich Alles, was Madame ablegt: Hauben und Kleider ... ich bin lange nicht so vornehm wie Madame, aber ich verreise mehr. Sieh, dieß Kleid hat sie erst dreimal getragen. Sie fand es abscheulich. Aus guten Gründen wollte ich nicht sagen, daß es noch schön ist und sie gut kleidet. Du verstehst mich, Andreas? nicht? Aber, o Gott, da schlägt es sechs ... und Madame wartet mit dem Ankleiden. O ich Plaudertasche! Adieu, Andreas, später mehr! Adieu!“



Diesmal ist Mamsell Lucilie wirklich fort. Nach dem Essen lockt das Gerassel der Wagen mich an's Fenster. Die Wagen sind recht schön, aber die Herren, die aussteigen, fast alle ganz schwarz gekleidet und von „komischen Käuzen“, wie Lucilie sagt, sehe ich Nichts. Im Hotel geht's recht lebhaft zu: die Lampen auf dem Hofe werden angezündet, die Diener gehen und kommen, der eine mit Schüsseln, der andere mit Flaschen, diese schimpfen, jene lachen. Als ich mich satt gesehen habe, trete ich vom Fenster zurück. Von Jugend auf gewöhnt, frühe zu Bett zu gehen, lege ich mich zum Schlafen nieder, als eben die Bewohner des Hotels sich an den Tisch setzen.



